This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

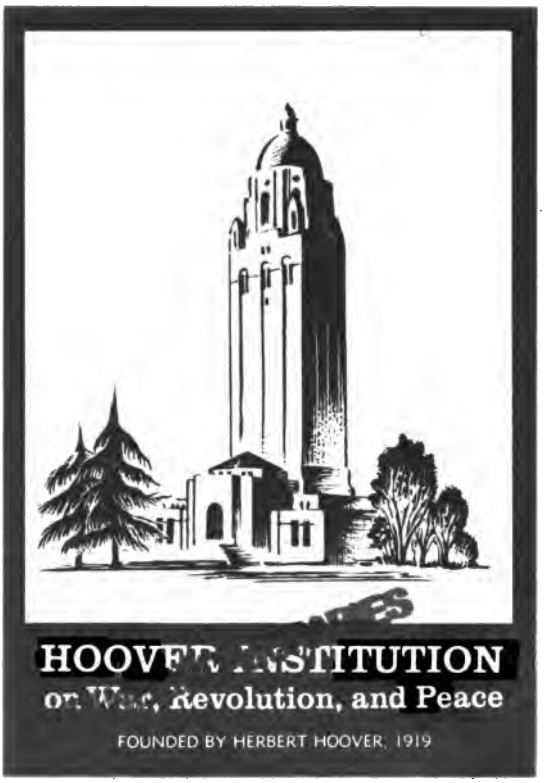
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

R. Kaundinya

Erinnerungen
aus meinen Pflanzerjahren

DT
440
K21


HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

R. Kaundinya
Frl. Joh. Weller Frau Kaundinya
Hilde und Rani Kaundinya

R. KAUNDINYA

ERINNERUNGEN AUS MEINEN PFLANZER-JAHREN IN DEUTSCH-OST-AFRIKA

E. HABERLAND, LEIPZIG
1918

LT440
K21

Überſetzungsrecht in alle Sprachen vorbehalten
Copyright 1918 by E. Haberland, Leipzig-R.

Druck von E. Haberland, Leipzig-R.

INHALT.

Seite

Einführung 7
Ostafrika vor dem deutschen Einfluß 10
Die ersten Anfänge deutscher Betätigung 11
Geographisches und Klimatisches 13
Reges Leben 16
Propaganda in Deutschland 18
Frisch gewagt 20
In Daressalam 25
Erste Eindrücke 27
Daressalams Negerbevölkerung 30
Suaheli 34
Plan und Entwurf 37
In Bagamoyo und Saadani 40
Ausrüstung und Vorbereitung 42
Fußmarsch durch die Steppe 44
Kilossa und erste Anlagen 60
Rodearbeiten 67
Arbeitsmethoden und Negerart 68
Pflanzfertig 73
Erste Wohnstätten 75
Tierleben im Walde 77
Dampfpflugtransport 85
Tagesordnung 93
Die Eisenbahn naht 101
Baumwolle 103
Andere Kulturen. Kautschuk 120
Kokospalmen 126
Sisal 129
Kapok. Lebensmittelversorgung 132
Gesamtbild 136
Zukunftsmöglichkeiten 145
Krieg 149

Einführung.

Die Herausgabe dieses Buches ist als ein Versuch anzusehen, einem häufig ausgesprochenen Wunsche, Einblick in die Plantagenwirtschaft Deutsch-Ost-Afrikas zu gewähren, entgegenzukommen, manche in Deutschand unrichtig beurteilten Verhältnisse aufzuklären, und im allgemeinen das Interesse für die Kolonien zu fördern. Es wird — zusammen mit einem in Bälde erscheinenden zweiten Bändchen — mancherlei Anhaltspunkte und Aufschlüsse geben zur allgemeinen Orientierung für alle, die sich mit dem Gedanken befassen, in unserer zukunftsreichen Kolonie sich zu betätigen oder anzusiedeln oder auch sie nur vorübergehend zu besuchen.

In der deutschen Heimat wird häufig das Leben und die Arbeit der Pflanzer durchaus unrichtig beurteilt. Mancher junge Stürmer glaubt an goldene Berge und läßt sich durch die Hoffnung auf leicht zu erlangenden Reichtum verleiten, die Heimat zu verlassen und draußen sein Glück zu versuchen, und erlebt dann schwere Enttäuschungen.

Im allgemeinen stellt man sich die Tätigkeit eines Pflanzers als ein lustiges Herrenleben vor, das hauptsächlich in abenteuerlichen Jagden und einem ungebundenen Leben im Vollgenuß aller Lebensfreuden bestehe, und allenfalls im Herumkommandieren von Scharen schwarzer Arbeiter, die treu die Wünsche und Befehle ihres Herrn erfüllen. Daß aber dazu, insbesondere in der Erstanlage einer geordneten

Plantage inmitten unzivilisierter Verhältnisse, in erster Linie sehr gründliche Erfahrung, umfassende Vorkenntnisse, wie auch umsichtige Tatkraft, Takt und treues Pflichtbewußtsein gehören, stellt man sich gewöhnlich nicht vor. Diese Charaktereigenschaften sind für einen Erfolg durchaus Vorbedingung.

Dazu kommt, daß in der Regel die tägliche Arbeitszeit eine längere, die Anstrengung eine größere und durch das Tropenklima ermüdendere ist als in Deutschland, abgesehen von den Gefahren, die in den bekannten Tropenkrankheiten liegen, mit denen fast jeder über kurz oder lang rechnen muß.

Bei zielbewußter Strebsamkeit — aber nur dann — kann dort allerdings ein Emporklimmen in Stellung und Lebenshaltung rascher erreicht werden als unter der heimatlichen Schablone, da in der Regel draußen der Tüchtige mehr geschätzt und gut bezahlt wird, und der eigenen Initiative viele Türen sich öffnen.

Denjenigen, die von vornherein oder nach kurzen Lehrjahren eigene Plantagenbetriebe gründen möchten, sei noch gesagt, daß dazu in der Regel ein nicht unbeträchtliches Vermögen gehört, und dieses weise und sparsam verwaltet werden muß, weil damit zu rechnen ist, daß mehrere Jahre lang nur immer Geld auszugeben ist, bis die Plantage ertragsfähig wird; und da in den ersten Jahren infolge Unkenntnis häufig mit Mißerfolgen zu rechnen ist, muß unbedingt die nötige Reserve vorhanden sein. Wer darüber nicht verfügt, kommt bei treuer Pflichterfüllung weiter in einer bezahlten Stellung.

Man erzählt sich wohl von Leuten, die hingingen und mit Nichts anfingen und nun angesehene und wohlhabende Leute sind. Einzelne solche Fälle sind immer vorgekommen. Aber in der Regel spielten in denselben zufällige,

besonders günstige Verhältnisse mit, oder es handelt sich um Menschen mit außergewöhnlichen hervorragenden Eigenschaften und Fähigkeiten, mit welchen der Durchschnittsmensch nicht rechnen kann.

Im nachfolgenden soll nun an Hand eigener Erlebnisse und Erfahrungen ein skizzenhaftes Bild der Verhältnisse in Deutsch-Ost-Afrika, soweit sie für den Pflanzer im Großbetrieb in Betracht kommen, gegeben werden, wie sie Schreiber dieser Erzählungen in den Jahren 1907 bis kurz vor Ausbruch des Krieges gefunden hat.

Es soll ferner der Werdegang einer Großplantage dargestellt werden, wie durch deutschen Unternehmungsgeist im Innern von Afrika aus dem wilden Urwald und Dornenbusch in allmählicher Entwicklung eine Plantage entstehen und in fleißiger, zielbewußter Pionierarbeit die rohen Urverhältnisse unter schwierigsten Umständen zu einer Anlage von hohem kulturellen Wert umgeschaffen werden können.

Auf Vollständigkeit soll keinerlei Anspruch gemacht, sondern nur nach eigenen Erfahrungen und Erlebnissen ein Beispiel aus der friedlichen, kulturgeschichtlichen Entwicklungsarbeit geschildert werden, die in unseren Kolonien geleistet worden war und nun durch den Krieg und Englands Mißgunst so jäh abgebrochen und wieder der Vernichtung preisgegeben wurde.

Da geographische und sachliche Kenntnisse über Deutsch-Ost-Afrika noch nicht Allgemeingut sind, seien einige allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt.

Ostafrika vor dem deutschen Einfluß.

Am Indischen Ozean gelegen, hatte Ost-Afrika schon vor alten Zeiten einen Handelsverkehr mit Ägypten, Arabien, Persien und Indien unterhalten und, wie es scheint, selbst mit Ost-Asien. Der Handel, der wohl meist von Arabern betrieben wurde, war eine Raubwirtschaft und galt in erster Linie dem Elfenbein und Sklavenhandel und den durch den afrikanischen Tierreichtum bedingten Ausfuhren von Fellen und Häuten. Zu diesen Zwecken waren schon lange vor der Ankunft der Europäer arabische, persische, indische Händler an den Küstenplätzen und auf den vorgelagerten Inseln Zansibar, Pemba und Mafia ansässig. Ein kultureller Einfluß scheint so gut wie gar nicht ausgeübt worden zu sein, höchstens — und das in sehr geringem Maße — den Küsten entlang. Im Innern herrschten noch vor dreißig Jahren die rohesten Zustände, unter welchen die Sklavenjagden die traurigste Rolle spielten.

Auch wurde den abgegebenen materiellen Werten gegenüber kein reeller Gegenwert geleistet; wenn nicht geraubt wurde (Sklavenhandel), bestand ein sehr einseitiger Tauschhandel: für Elfenbein, Edelmetalle u. s.f. wurden Glaswaren Pulver, Flitterkram, eventuell billige Stoffe zurückgegeben; also auch hierin Raubwirtschaft.

Der erste europäische Einfluß begann im 16. Jahrhundert durch die Portugiesen, welche nach der Entdeckung des Seeweges (1498) um Südafrika nach Indien einige Küstenplätze Ost-Afrikas besetzten, im übrigen aber ebenfalls keinen kulturellen Einfluß ausübten.

Zwei Jahrhunderte hindurch machten sich mit wechselndem Erfolg Portugiesen und Araber die Beherrschung der Handelsplätze streitig.

Das Innere von Ost-Afrika blieb bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig unbekannt, bis durch einige kühne Forscher: Livingstone, Stanley, Emin Pascha, Stuhlmann u. a., das Dunkel sich zu lichten begann und abenteuerliche Kunde nach Europa drang.

Die ersten Anfänge deutscher Betätigung.

Das waren noch die Zustände, als am Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts man sich in Deutschland mit dem Gedanken, Kolonien zu erwerben, befaßte.

Die ersten Erwerbungen von Gebieten in Ost-Afrika durch Deutschland sind Dr. Karl Peters und der Deutsch-Ost-Afrikanischen Gesellschaft (1884—1885) zu verdanken. Für diese mußte schon nach fünf Jahren infolge des Araberaufstandes, der den Weiterbestand deutschen Einflusses ernstlich bedrohte, die deutsche Regierung eintreten und 1891 die Verwaltung des Schutzgebietes von der Deutsch-Ost-Afrikanischen Gesellschaft für das Reich übernehmen unter H. v. Wissmann als Reichskommissar.

Die erste Aufgabe war, den immer noch greulichen Sklavenhandel zu unterdrücken und dann allmählich den kulturellen Einfluß nach dem Innern auszudehnen, das, abgesehen von den Hauptverkehrswegen, noch fast völlig unerforscht war.

An wirtschaftliche Niederlassungen im Innern war vorerst kaum zu denken, oder nur unter abenteuerlichsten Voraussetzungen, da manche Stämme in jedem Fremden einen Sklavenjäger witterten und ihm feindselig entgegentraten.

Dazu kam, daß ein großer Teil der ersten Einwanderer

und Ansiedler in der Tat aus abenteuerlichen Elementen bestand, denen die Heimat aus irgendeinem Grunde zu eng geworden war.

Die größten Schwierigkeiten waren für die neue in Kolonial- und Tropenfragen noch unerfahrene Regierung in dem fortwährenden Personalwechsel gegeben, welcher durch die argen Gesundheitsverhältnisse der versumpften, fiebergeschwängerten Küstenplätze und mangelhafte Wohnverhältnisse bedingt war.

Cholerisch, wie der deutsche Auswanderer meistens ist, glaubte er, die in der Heimat gewohnte Lebensweise nicht nur ohne weiteres auf die Tropen übertragen, sondern die Lebensgenüsse in ungebundenster Weise steigernd, sich „ausleben" zu können. Oft mag auch das Gefühl der Enttäuschung oder Vereinsamung zu übermäßigem Alkoholgenuß verleitet haben, unter dessen Einfluß wiederum die allernächst liegenden gesundheitlichen Vorsichtsmaßregeln mißachtet wurden.

Die gänzliche Abwesenheit weißer Frauen begünstigte die Sittenlosigkeit. Die Aufdringlichkeit, mit der die schwarze Weiblichkeit den neuen Ankömmlingen sich hingab, führte zu den unglaublichsten Zuständen.

Ohne sich Zeit zur Akklimatisation, die für jeden europäischen Neuling in den Tropen kritisch ist, zu lassen, begann man schnellstens ein ungebundenes, lustiges Leben, starb weg wie die Mücken und wurde „eingebuddelt".

Die Begräbnisstätten von Daressalam, Tanga, Bagamoyo u. s. f., und alte Afrikaner, die sich aus jenen Zeiten herübergerettet haben, wissen ganze Bücher davon zu erzählen!

Das sind die Verhältnisse, die jedes neu erschlossene Urland durchmachen muß; sie gehören zu den Kinderkrankheiten einer Kolonie. Keinem Kolonialvolk bleiben sie er-

spart. Alle, jedes in seiner Art, haben dieselben durchlebt; am meisten da, wo rasch ein reges Leben sich entwickelte. Es entstehen Gärungen, die erst allmählich zur Klärung führen. Es bilden sich Extreme und schaffen Gegensätze; diese berühren sich, reiben sich aneinander; aus ihnen erst ist stets neues Leben entstanden.

Man muß fast sagen, es ist dies ein normaler, wenigstens naturgegebener Werdegang. Auch Deutsch-Ost-Afrika durchlebte ihn.

Mangelhafte Kenntnisse und bewußter Unverstand führten vielfach zu Mißerfolgen. Einzelne Männer, die durch diese Strömung hindurch ihr Selbstbewußtsein und ihren klaren Blick bewahrt hatten, schöpften aus ihr die Erkenntnis. Dieser folgte bewußtes Zielstreben, positive Kolonisationsarbeit. — Einmal in diesem Fahrwasser, machte Deutsch-Ost-Afrika rasche Fortschritte.

Geographisches und Klimatisches.

Deutsch-Ost-Afrika, unsere ausgedehnteste, wertvollste, schönste und wohl zukunftsreichste Kolonie, an seiner Nordgrenze nur einen Grad südlich des Äquators gelegen, grenzt im Norden an Britisch-Ost-, im Süden an Portugiesisch-Ost-Afrika, im Südwesten an Nord-Rhodesien und im Westen an Belgisch-Kongo. Von diesem ist es größtenteils durch die großen Seen Tanganyika und Nyassa getrennt, von Portugiesisch-Ost-Afrika durch den Rowumastrom.

Es hat einen Umfang von nahezu einer Million Quadratkilometer, ist also mehr als doppelt so groß wie Deutschland.

Die Gesamtbevölkerung wird schätzungsweise auf acht bis zehn Millionen Menschen angenommen; eine genaue Zählung ließ sich bis jetzt nicht durchführen.

Der größte Teil hat ein durchaus tropisches Klima.

Bei seiner sehr verschiedenartigen Bodengestaltung enthält es jedoch auch ausgedehnte Ländereien, die für dauernde Ansiedlung von Europäern sich sehr gut eignen. Als solche kommen die um die über 6000 Meter hohen Berge Kilimandjaro und Meru gelegenen ausgedehnten Höhengebiete und das benachbarte Bergland von Usambara (bis zu 2300 Meter hoch) und das ebenfalls 2000 Meter übersteigende Paregebirge in Betracht. Ferner beträchtliche Teile der an die Seen grenzenden Gebiete im Westen, Ruanda und Urundi, sowie Teile der an den 2—3000 Meter hohen Unguru-, Usagara-, Uhehe- und Matumbigbergen gelegenen Ländereien, welche sich mitten durch Deutsch-Ost-Afrika in nordsüdlicher Richtung hinziehen.

Alle diese Gebiete können einst für landwirtschaftliche Unternehmungen, Viehfarmen, Obstzucht, Getreidebau oder, je nach den Verhältnissen, für Kaffee-, Tee- und Chinchonaplantagen in Betracht kommen, später auch für die Entwicklung von Industriezweigen; wasserreiche Ebenen auch für Reisbau.

Wer sich jedoch mit den eigentlichen Tropenkulturen: Baumwolle, Gummi, Sisalagaven, Manillahanf, Kokospalmen, Vanille, Kakao, Reis, Tabak, Bananen befassen will, muß sich schon mehr mit tiefer gelegenen, einer höheren Temperatur unterworfenen und vielfach fieberischen Gegenden mit ausgesprochenem Tropenklima zufrieden geben.

Aus Erfahrung kann ich gleich hier einflechten, daß man bei vernünftiger Lebensweise auch in diesen Gegenden sich eingewöhnen, gesund bleiben und angenehm leben kann.

Deutsch-Ost-Afrika wird von mehreren Strömen durchzogen und besitzt manche Wasserfälle, welche einst für

große Kraftanlagen für moderne Zwecke ausgenützt werden können.

Da Deutsch-Ost-Afrika südlich des Äquators liegt, sind die kühlsten Monate des Jahres Juni bis September und die wärmsten Dezember bis März. Wer nur vorübergehend das Land besuchen will, benützt deshalb am besten die Monate der deutschen Sommerzeit, welche auch für die Ausübung der Jagd die am wenigsten beschwerlichen sind.

Die Temperatur wechselt natürlich je nach geographischer und Höhenlage. An der Küste und in tiefliegenden Ebenen des Innenlandes herrscht richtige Tropentemperatur. Während der kühlsten Jahreszeit geht dort die Temperatur kaum je unter plus 10 bis 12 Grad Celsius herunter, und das nur an seltenen Tagen morgens früh vor Sonnenaufgang. Sobald die Sonne erscheint, steigt die Wärme rasch. Während der heißesten Jahreszeit erreicht sie über die Mittagsstunden 36 bis 40 Grad Celsius im Schatten. In Kilossa hatten wir während der heißesten Monate Dezember bis März an sonnigen Tagen 35 bis 38 Grad Celsius im Schatten. Das ist eine Temperatur, die auch in Berlin in diesem Jahre erreicht wurde; doch mit dem Unterschiede, daß sie in den Tropen den größten Teil des Tages anhält, monatelang, und dadurch erschlaffend wirkt.

Die höheren Lagen weisen Gegenden auf, in welchen in der kalten Jahreszeit der Gefrierpunkt und darunter erreicht wird, die also ein ähnlich mildes Klima wie Italien haben.

Die Jahreszeiten erhalten je nach Lage des Landes durch eine oder zwei Regenzeiten und die dazwischenliegenden Trockenzeiten ihr Gepräge, das nach den verschiedenen Gegenden ebenso wechselt, wie Höhenlage, Klima und Temperaturverhältnisse. Angenehm ist, daß in den meisten Gegenden die Regenzeit in die heißesten Monate fällt und diese dadurch erträglich werden.

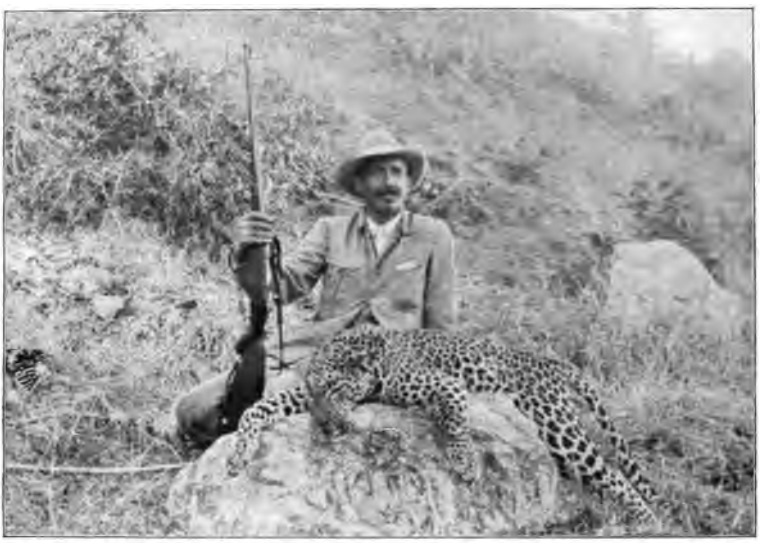
Reges Leben.

Wir haben im vorletzten Kapitel noch gesehen, wie Deutsch-Ost-Afrika nach den ersten Jugend- und Flegeljahren sich sehr bald auf sich selbst besann und positive Arbeit leistete. Die erste Periode datierte von der Übernahme durch die Regierung an wohl etwa zehn Jahre bis in den den Anfang des jetzigen Jahrhunderts.

Das ganze Land wurde allmählich in Bezirke eingeteilt, unter Verwaltung gebracht und organisiert. Im Anfang mußte diese eine militärische sein. Schon von 1905 ab konnte die Militärverwaltung allmählich einer Zivilverwaltung Platz machen.

An den Küstenplätzen entwickelte sich reges Leben. Werkstätten, Handelsgeschäfte und große Warenhäuser, Hotels und Wirtschaften, Schneider, Bäcker, Schlächter, Schuster, Sattler, Möbelfabrikanten rührten sich; eine Sägemühle kam in Betrieb, Filialen der Warenhäuser wurden immer weiter in das Innere vorgeschoben. Dort entwickelte sich ein reger Tauschhandel. Elfenbein, Häute, Felle und Gehörne wurden von den Eingeborenen eingetauscht gegen Kleiderstoffe, Glas- und Flitterkram, Pulver, Blech- und Stahlwaren, Messing- und Kupferdraht usw. — Bald wurden der Küste entlang die ersten Kokospalmenplantagen angelegt; in den Bergen, besonders in Usambara, Kaffeeplantagen, später auch Gummi- und Sisalanlagen und eine große Gesellschaft zur Verwertung der Nutzhölzer mit Drahtseilbetrieb gegründet. Auch kleinere und größere landwirtschaftliche Betriebe nach europäischem Muster mit Vieh-, Pferde- und Schafzucht, Getreide-, Kartoffel- und Obstbau entstanden in höher gelegenen Gegenden. —

In Ammani wurde eine wissenschaftliche Zentralstelle und Untersuchungsstation unter Leitung deutscher Profes-



Verfasser mit einem von ihm erlegten afrikanischen Leoparden.

Negerdorf.

soren errichtet, welche mit großer Hingabe sich den landwirtschaftlichen und biologischen Aufgaben widmeten. Auch an der Hebung der Eingeborenen wurde sofort gearbeitet; zuerst durch Einführung einer allgemeinen Aufsicht und Disziplin und gleichzeitig durch Einrichtung von Schulen.

Die Beamten wetteiferten miteinander, um neue wirtschaftliche Nutzquellen zu entdecken, einzubürgern und zu fördern. Zu diesem Zwecke wurden über das ganze Land verstreut an den Sitzen der Regierungsbeamten Kommunalgärten angelegt, in welchen probeweise alle möglichen Nutzpflanzen angepflanzt wurden. Ihnen folgten später regelrechte landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Versuchsstationen.

Doch fehlte es vielfach an fachmännischer Leitung. Ein deutscher Offizier oder Verwaltungsbeamter muß nicht unbedingt auch Sinn und Begabung für die Landwirtschaft, insbesondere für Tropenkulturen haben, für welche auch ein landwirtschaftlicher Fachmann völlig umlernen muß.

So gelangte vieles nicht über die ersten Versuche hinaus. Wenn diese aus naheliegenden Gründen mißlungen waren, bildeten sich gegen manche Zweige Vorurteile, die den Fortschritt hemmten, und eine Sache wurde aufgegeben, ehe das Urteil als abschließend hätte betrachtet werden sollen. An Eifer jedoch fehlte es nicht, man konnte immer sagen:

Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas.

So gingen die Aussichten und Hoffnungen auf und nieder. Jedoch das hatten schon diese ersten Versuche gezeigt, daß eine überaus große Menge Entwicklungsmöglichkeiten in Deutsch-Ost-Afrika gegeben sind, die für das Wirtschaftsleben Deutschlands von unschätzbarem Nutzen werden konnten. Zu diesen anscheinend aussichtsreichen Kulturen gehören u. a. Baumwolle, Kokospalmen, Kautschuk und Sisalagaven.

Propaganda in Deutschland.

Diese Kulturen waren für die deutsche Industrie und das gesamte Wirtschaftsleben von außerordentlicher Bedeutung. Wollte Deutschland hoffen vom Ausland unabhängig zu werden, so mußte es suchen, die Rohstoffe, deren es bedurfte, in den eigenen Kolonien zu erzeugen.

In Deutschland machte das Interesse für koloniale Bestrebungen sehr langsame Fortschritte; weiteste Kreise schienen für dieselben durchaus keinen Sinn zu haben. Das Großkapital, das in fremden Ländern sehr unternehmungslustig war, blieb zugeknöpft, wenn es sich um deutsche Kolonien handelte. Die ganze Sache war noch zu jung und noch nicht in die Volksseele eingedrungen, wie in England und bei anderen Völkern, die eine alte Kolonialerfahrung besitzen.

Es galt nun, eine ausgedehnte Propaganda zu betreiben. Hiermit befaßte sich vor allem das in Berlin neugebildete kolonialwirtschaftliche Komitee.

Unter dem Kolonialstaatssekretär Dr Dernburg, der im Jahre 1907 auch selbst unsere Kolonien in Afrika besuchte, um sie aus eigener Anschauung kennen zu lernen, nahm das Interesse für den Ausbau der Kolonien einen kräftigen Aufschwung.

In der Heimat war unterdessen eine energische Propaganda im Gange, um das Großkapital für unsere Kolonien zu interessieren. Insbesondere sollte die deutsche Baumwollindustrie dafür gewonnen werden, Ländereien in Afrika zu erwerben, um das Rohprodukt in Zukunft aus den eigenen Kolonien zu gewinnen und allmählich von der Monopolisierung durch Amerika und den Maklertributen an England freikommen zu können.

Wie bereits erwähnt, waren in unseren Kolonien seit einer Reihe von Jahren Versuche mit der Kultur von Baumwolle

gemacht worden. Es war festgestellt worden, daß sie in manchen Gegenden von Deutsch-Ost-Afrika gut gedeiht. Durch die von der Regierung in verschiedenen Gegenden errichteten Versuchsstationen und durch das kolonialwirtschaftliche Komitee angeregt, hatten bereits eine Anzahl Ansiedler — wenn auch vorerst vorsichtig fühlend — in nicht sehr ausgedehntem Maße sich dieser Kultur gewidmet.

Das kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin suchte nicht nur zur Baumwollkultur anzuregen, sondern ging auch selbst mit gutem Beispiel voran, indem es bei Saadani bei Bagamoyo an der Küste von Deutsch-Ost-Afrika in großzügigem Stile eine Baumwollplantage anlegte und bereits mit Dampfpflugkultur betrieb.

Bisher hatte die deutsche Industrie ihren gesamten Bedarf an Rohbaumwolle aus dem Ausland zu decken, aus Amerika, Ägypten und Indien. Jedes dieser Länder hat für gewisse Qualitäten geradezu eine Monopolstellung, die insbesondere von Amerika in ausgiebiger Weise in Spekulationen ausgenützt wird, sehr zur Beunruhigung der deutschen Industrie. Es mußte einleuchten, daß es wohl der Mühe wert war, einen energischen Versuch zu machen, um von diesen Ländern unabhängig zu werden.

Für die Durchführung eines solchen Planes erschienen die Verhältnisse Deutsch-Ost-Afrikas besonders geeignet mit seinen ausgedehnten Ländereien und Flußgebieten, die für großzügige Bewässerungsanlagen verwendet werden konnten.

Gelang der Plan, so war nicht nur der deutschen Baumwollindustrie ein wertvoller materieller Dienst erwiesen, welcher reichen Gewinn in Aussicht stellte, sondern die Pioniere dieses Unternehmens durften auch mit Recht in solcher Betätigung eine Befriedigung patriotischer Verpflichtungen sehen. Diese war umso berechtigter, da sie sich wohl

bewußt werden mußten, daß sie in Anbetracht der noch zu wenig erforschten wirtschaftlichen Verhältnisse in Ost-Afrika darauf gefaßt sein mußten, eine Reihe von Jahren erhebliche finanzielle Opfer bringen zu müssen; aber wenn man das gesteckte hohe Ziel erreichen und der weitverzweigten deutschen Textilindustrie eine gewisse Unabhängigkeit vom Auslande und einen neuen Aufschwung geben wollte, mußte man schon den Schritt ins Ungewisse wagen. In diesem Sinne machte das deutsche Reichskolonialamt mit Dernburg an der Spitze für die Sache Propaganda.

Ich lege besonderen Wert darauf, hervorzuheben, daß damals neben der wirtschaftlichen, ganz besonders durch die patriotische Bedeutung des Planes deutsche Großindustrielle veranlaßt wurden, das nicht unerhebliche Risiko auf sich zu nehmen.

Es darf deshalb auch als unbedingte Ehrenpflicht des deutschen Vaterlandes angesehen werden, daß bei Friedensschluß dafür gesorgt wird, daß die großen Verluste, die nun die Unternehmungen in Afrika durch den Krieg erlitten, in großzügiger Weise ersetzt werden. Das in das Reich gesetzte Vertrauen muß gerechtfertigt werden.

Frisch gewagt.

In demselben vaterländischen Sinne ließen sich eine Anzahl hervorragender Vertreter der Textilindustrie für den Plan gewinnen, größere Baumwollplantagen in Deutsch-Ost-Afrika anzulegen; darunter ein altes Haus in Württemberg, das eine größere Anzahl von Baumwollspinnereien und Webereien betreibt.

Der älteste Chef des Hauses, Herr Kommerzienrat Heinrich Otto-Stuttgart, entschloß sich gleichzeitig mit Dernburg eine Reise nach Deutsch-Ost-Afrika zu unternehmen,

um geeignetes Gelände an Ort und Stelle selbst auszusuchen. An solchem fehlte es nicht in der großen Kolonie, denn riesige Strecken fruchtbaren jungfräulichen Landes sind dort unbenützt, mit Busch und Wald bewachsen, den noch selten ein menschlicher Fuß betrat, in dem nur wilde Tiere hausen, für die Kulturpioniere europäischer Völker ein ungeheures, aussichtsreiches Feld für Betätigung des Unternehmergeistes.

Anfang Juni 1907 bestieg eine Reisegesellschaft in Marseille einen Dampfer der Deutsch-Ost-Afrika-Linie, um nach Afrika auszureisen. Derselben hatte sich auch der Bankier Konsul A. Schwarz-Stuttgart und ein hervorragender Gelehrter und Forscher der Naturwissenschaften, Prof. Dr. E. Fraas-Stuttgart, angeschlossen; denn die Reise diente verschiedenen Zwecken, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen.

Eine bereits kurz vorher gegründete Baumwollplantage bei Kilwa im Süden von Deutsch-Ost-Afrika sollte zur Orientierung über die Bedingungen einer Erstanlage besucht, ferner die Neubegründung der Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem Viktoria Nyassasee festgelegt werden. Prof. Fraas hatte sich die besondere Aufgabe gestellt, neben dem Studium der Bodenformation von Deutsch-Ost-Afrika die wenige Monate vorher bei Lindi im Süden der Kolonie entdeckten Überreste von Riesensauriern auszugraben und der Wissenschaft zu erhalten.

Diese anstrengende Arbeit betrieb er in ungesunder Gegend bei primitiver Verpflegung mit Eifer und Ausdauer, ungeachtet einer schweren Dysenterie, die er sich dabei zuzog. An ihren Folgen litt er jahrelang nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat. Vielleicht war sie auch die Ursache, daß er so früh der deutschen Wissenschaft entrissen wurde.

Den Hauptzweck der Reise bildeten die geplanten Baumwollunternehmungen.

Nach der Ankunft in Daressalam, der Hauptstadt von Deutsch-Ost-Afrika, setzte sich die Reisegesellschaft unverzüglich mit der dortigen Regierung in Verbindung, um von dieser unterstützt und beraten sich ins Innere des Landes zu begeben. In der Nähe von Kilossa, etwa 300 Kilometer landeinwärts, westlich von Daressalam wurde ein größerer Komplex gefunden und, wie man sagt, „belegt".

Mit der Anlage und der Leitung der Plantage sollte ich betraut werden. Ich konnte bereits auf eine 23jährige Erfahrung als Tropenpflanzer in Indien zurückblicken und war von dort herüberberufen worden.

Meinen künftigen Chef sollte ich in Daressalam treffen. Da jedoch die Dampfer zwischen Bombay und Daressalam damals noch unregelmäßig verkehrten, konnte ich erst zehn Tage nach ihm eintreffen; unterdessen war er bereits in's Innere abgereist.

In Indien hatte ich kurz vorher meine Baumwollplantage verkauft und meine Dienste für das große Pionierunternehmen in Afrika angeboten. Die Berufung war telegraphisch erfolgt, und ohne viel Umstände war ich aufgefordert worden, über den Ozean herüber zu fahren. Das Weitere würde sich in Daressalam finden.

Für mich war dies ein großes Risiko; auch waren meine Verkaufsangelegenheiten in Indien noch nicht völlig abgewickelt. Aber es hatte einen außerordentlichen Reiz, als Leiter eines großen Unternehmens inmitten des wilden Urwaldes etwas ganz Neues zu schaffen. Es bot sich endlich die Gelegenheit, nach der ich mein Leben lang gestrebt hatte, selbst ein großes Werk vollbringen zu können. So entschloß ich mich dazu.

Für die Regelung meiner Angelegenheiten übergab ich meiner Frau, die vorerst in Indien zurückblieb, und einem Rechtsanwalt die nötigen Vollmachten und machte mich auf den Weg.

Zwei Tage und zwei Nächte hatte ich mit der Eisenbahn zu fahren bis Bombay, wo ich mich auf einem Dampfer der Deutsch-Ost-Afrika-Linie einschiffte.

Es war ein ganz kleiner unansehnlicher Dampfer „Somali", nur 3700 Tonnen. Der Kapitän begrüßte mich liebenswürdigst.

Die Monsoon war wenige Tage vorher losgebrochen; der Sturm peitschte den niederströmenden Regen. „Wir werden eine schlimme Überfahrt bekommen," meinte der Kapitän, „Sie haben Kurage; Sie sind der einzige Passagier; kein Mensch reist um diese Zeit. Werden Sie seekrank?" „Bei unruhiger See leider ja."

Die Kabine konnte ich mir aussuchen und machte es mir bequem; Platz hatte ich ja. — Am nächsten Tag ging es los.

Das fing schön an! O Gott, war das eine Reise! Schon im Hafen von Bombay suchte der Lotse fast 24 Stunden vergeblich, das Dampferchen aus dem Hafen herauszubringen. Der Sturm machte es unmöglich.

Endlich waren wir draußen auf dem freien Meere; die heimatlichen Gestade entschwanden allmählich. —

Ich konnte sagen „Hast manchen Sturm erlebt"; aber dies war doch die fürchterlichste Seereise, die ich je gemacht. Unser kleiner Dampfer wurde von den Wellen hin- und hergeworfen; oft war er buchstäblich wie in ein tiefes Tal versenkt; ringsum sah ich die Berge der Wassermassen direkt über mir und dem Dampfer hängen; sie schienen auf denselben herabzustürzen und ihn in die Tiefe zu reißen. Aber schon wurde er wie von unsichtbaren Händen gehoben; die Wasser schoben sich unter das Schiff und im nächsten

Augenblick tanzte es schon lustig hoch oben auf dem Wellenberg und senkte sich wieder zu Tal; und jetzt drangen riesige Sturzwellen über dasselbe herein und wuschen alles mit fort, was nicht niet- und nagelfest angekettet war.

So jämmerlich wie auf dieser Fahrt fühlte ich mich im Leben nie; ich wollte mich schämen über diese Hilflosigkeit und schleppte mich zum Kapitän, um auf andere Gedanken zu kommen. Doch sogar dieser Seebär war seekrank und ebenso die Schiffsoffiziere. Da brauchte ich Landratte mich nicht zu schämen. Alle waren sie nur noch Jammergestalten; ein Wunder, daß sie ihren Dienst verrichten konnten.

So ging es 13 Tage lang, ohne je Land zu sehen; oben jagten sich die grauen Wolken, unten kämpfte unser tapferer kleiner Dampfer mit den tobenden Wellen. Sonst nichts zu sehen.

Endlich kam die afrikanische Küste in Sicht. Das Meer wurde etwas ruhiger. Der Dampfer hielt vor Lamu in Britisch-Ost-Afrika mit drei Tagen Verspätung. Dann ging es noch vier Tage der Küste entlang. Passagiere stiegen ein und aus.

Das Leben auf dem Dampfer wurde nun interessanter; noch mehr das für mich gänzlich neuartige afrikanische Leben an den verschiedenen Hafenplätzen, wo jede Stunde benutzt wurde, um an Land zu gehen und neue Eindrücke in sich aufzunehmen.

Daressalam! Endlich!

Es war eine wundervolle Einfahrt in den Hafen von Daressalam, der mit Recht für einen der schönsten der Welt gilt, morgens früh mit Tagesanbruch bei leuchtendem Morgenrot und schönem klaren Wetter. Als der Dampfer hielt, hatte bereits die Sonne Afrikas die weit sichtbaren neuerbauten Kirchtürme und die Dächer der großen Regierungs- und Geschäftsgebäude der Stadt mit strahlendem Gold über-

zogen, in welchem auch die Kronen der Kokospalmen, die die Stadt umrahmen, erglänzten. Überwältigend war der Anblick, beruhigend in seiner Lieblichkeit für das in Erwartung pochende Herz. Dar-es-Salam! „Ort des Friedens!"

Der Dampfer hält. Mit Gesundheits-, Hafen- und Zollbeamten werden die Formalitäten rasch erledigt. Agenten kommen an Bord und übernehmen die Besorgung des Gepäcks und Unterkunft im Hotel. Auf Wiedersehen, Herr Kapitän! Leb' wohl, kleine „Somali"; du hast dich tapfer gehalten!

In Daressalam.

Mit widersprechenden Gefühlen bestieg ich das Land. Was wird es mir bringen? Mein Herz pochte. Es war ja noch nichts Bestimmtes vereinbart; es konnte sein, daß eine Einigung über die Anstellungsbedingungen nicht erzielt wurde. Genau genommen, hatte ich sehr viel gewagt, als ich die — wenn auch engeren, doch geordneten — Verhältnisse in Indien im Stich ließ, um im dunklen Afrika mein Glück und meine Ruhe in ganz unbekannten Verhältnissen aufs Spiel zu setzen!

Doch was helfen solche nachträglichen Betrachtungen? Der Schritt war getan; ich war nun da; also weg mit allen störenden Gedanken! Vorwärts den Blick! Eines war sicher: schwere, harte Arbeit stand bevor. Die wollte ich gern leisten! Vorwärts!

Im Zoll gab es keine Schwierigkeiten; das Gepäck enthielt nur Gegenstände für meinen persönlichen Gebrauch. Nur die Einfuhr der mitgebrachten Gewehre und Munition erforderte Formalitäten, die Lösung eines Waffenscheines. Auch dies erledigte sich glatt, denn Waffen muß jeder Europäer in Afrika besitzen.

Vor allem mußte ich nun erfahren, ob mein neuer Chef, der von Deutschland ausreisend, mich zu einer Zusammenkunft in Daressalam bestellt hatte, eingetroffen sei. Ich erfuhr, daß er schon vor etwa zehn Tagen mit dem Dampfer „Prinzessin" angekommen war, sich sofort mit dem Gouverneur und der Regierung ins Benehmen gesetzt und nach wenigen Tagen schon die Reise nach dem Innern angetreten hatte, um, beraten von Forst- und Verwaltungsbeamten und seinen Reisebegleitern, das Gelände für das geplante Unternehmen selbst auszusuchen.

Allein nachzureisen, war nicht möglich. Da es sich um einen in bestimmte Tagereisen eingeteilten Fußmarsch handelte, war ein Vorsprung von zehn Tagen so erheblich, daß mein Chef nicht eingeholt werden konnte, ehe er vermutlich schon auf der Rückreise begriffen war.

Es wurde ihm deshalb eine afrikanische Eilbotschaft nachgesandt, die „drahtlos" auf den Beinen eines Negerschnellläufers erfolgt. Es gab damals noch wenige Telegraphenlinien, und da das Reiseziel nicht genau bekannt war, blieb nur übrig, an eine Station, welche die Gesellschaft passiert hatte, zu telegraphieren mit dem Auftrage, von dort aus einen Eilboten nachzusenden.

Die Neger haben für solche Zwecke eine beneidenswerte Spürnase, mit der sie von Ort zu Ort dem Gesuchten nachspüren.

Nach acht Tagen traf die Antwort ein: „Nachreisen zwecklos; abwartet Rückkunft!" Ich bedauerte dies aufrichtig, da ich nun auf die Wahl des Geländes, von der doch der Erfolg wesentlich abhing, keinen Einfluß ausüben konnte.

Die Rückkehr verzögerte sich wochenlang. Herr Otto war ernstlich erkrankt, wartete auf einer einsamen Missionsstation auf ärztliche Hilfe. Erst am 25. Juli konnte er nach Daressalam zurückkehren.

Die Zwischenzeit von drei Wochen benutzte ich, um mich über Land und Leute zu unterrichten.

Erste Eindrücke.

Daressalam war damals noch im Anfang seiner Entwicklung. Früher hatte Bagamoyo als die Hauptstadt gegolten. Auch Tanga hatte durch sein Hinterland mit Usambara, das zuerst durch europäische Siedler in Angriff genommen worden war, schnellere Wichtigkeit erlangt.

Nachdem Daressalam hauptsächlich wegen seines guten Hafens zur Hauptstadt und zum Sitze des Gouverneurs der Regierung gemacht worden war, blühte es rasch empor.

Damals lebten etwa 150 Europäer dort und gegen 10 000 Eingeborene. Im Jahre 1914 vor dem Kriege zählte es schon gegen 1000 Europäer und an die 25 000 Eingeborene.

Das Europäerviertel von Daressalam ist geschmackvoll und kunstsinnig angelegt.

Wer im britischen Mombassa die englischen Beamtenhäuser gesehen, die nach ein und derselben langweiligen Schablone hergestellt sind, oder die planlosen Häuserkomplexe von Zansibar, den berührt ein Gang durch die Straßen von Daressalam mit seinen reizenden Beamtenhäusern, Privatwohnungen, dem botanischen Garten und Gouverneurpalast außerordentlich wohltuend; jedes einzelne ein kleines Kunstwerk für sich.

Die Stadt war noch sehr fieberisch. Große Teile derselben versumpft und infolgedessen eine Brutstätte der Malaria.

Inzwischen, nach sorgfältiger Entsumpfung und allgemeiner Sanierung ist Daressalam eine der gesundesten Städte im ganzen tropischen Afrika geworden.

Die Bemühung, die Umgebung Daressalams kennenzulernen, gab ich bald auf, denn Straßen gab es nur innerhalb der Stadt. Sobald man ihr Ende erreicht hatte, hörten sie auf und gingen in die ganz Afrika durchziehenden Negerpfade über, die nur dadurch entstanden sind, daß ein Mann hinter dem anderen zu gehen pflegt. Selbst die großen sogenannten Karawanenstraßen durch das innere Afrika sind nichts anderes als solche Pfade durch Steppe, Busch und Wald, in tausend Windungen und Schlangenlinien einer Hauptrichtung folgend, wobei das links und rechts oft mehrere Meter hoch emporschießende Gras den Wanderer behindert und ihm jegliche Fernsicht raubt und die Dornen seine Kleider anreißen.

Die europäische Bevölkerung setzte sich aus den verschiedenartigsten Elementen zusammen. Größtenteils Regierungsbeamte und Schutztruppenangehörige jeden Standes, dann Leiter und Angestellte der großen Plantagenunternehmungen, der Geschäftshäuser und Warenlager und Handwerker. Auch manche abenteuerliche Gestalt traf man in der Stadt. Die dreimal wöchentlich erscheinende „Deutsch-Ost-Afrikanische Zeitung" und das Wochenblatt „Usambara Post" vertraten die Presse.

Wie in jedem neuerschlossenen Lande war der Zustrom von Abenteurern groß, die hofften, durch den im Inneren Afrikas noch gebräuchlichen Tauschhandel viel Geld zu verdienen. Bei dem kindlichen Vergnügen, das der Neger und mehr noch die Negerin an Glasperlen, Bazarkram, Taschenmessern, bunten Kleiderstoffen, Kupfer- und Messingdraht hat, tauscht er die wertvollsten Rohprodukte und Handelsartikel dagegen ein.

Die guten alten Zeiten waren zwar bereits vorüber, als man, — mit einigen Dutzend oder hundert Lastenkisten voll Bierflaschen nach dem Inneren losziehen konnte, das Bier

unterwegs austrank und für die leeren Flaschen in den Seengegenden je einen Ochsen oder gar Elfenbein eintauschen und mit einer großen Viehherde oder Elfenbeinkarawane nach der Küste zurückkehren konnte, um sie dort gut zu verwerten.

Viel Geld war auf diese und ähnliche Weise verdient worden; doch sind die wenigsten dabei reich geworden. Meist waren die gesammelten Schätze: wie gewonnen, so zerronnen.

Nach und nach traten unter der umsichtigen Militärverwaltung geordnete Verhältnisse ein, die sich zuerst auf die Küstengegenden erstreckten und allmählich auch auf das Innere des Landes ausdehnten. Alles war auch noch unter dem Einfluß des kaum vor Jahresfrist unterdrückten großen Aufstandes von 1905—6. Doch waren die Verhältnisse schon so weit fortgeschritten, daß die Militärverwaltung 1906 der Zivilverwaltung Platz machen konnte, an deren Spitze der Gouverneur steht, welcher nur dem Reichskolonialamt in Berlin verantwortlich ist.

Das Land ist eingeteilt in 18 Bezirke und 3 Residenturen, welche von je einem Bezirksamtmann bezw. Residenten verwaltet werden und denen meist Nebenstellen unterstellt sind.

Die Leiter der Nebenstellen verwalteten die einzelnen Dorfschaften mit Hilfe von Akiden und Jumben — eingeborenen Steuereinnehmern und Häuptlingen —, welche auch bei Gerichtsverhandlungen als Beisitzer und Berater in Volksgebräuchen zugezogen wurden.

So ungefähr standen die Verhältnisse 1907.

Besonders große Aufgaben standen den Kulturpionieren in landwirtschaftlicher Hinsicht bevor.

Die von den Eingeborenen betriebene sogenannte Landwirtschaft war so unter aller Kritik geringwertig, daß viel Selbstvertrauen dazu gehörte, aus ihnen brauchbare und fleißige Arbeiter machen zu wollen. — Ich will aber gleich

hier beifügen, daß ich später häufig angenehm überrascht war von der Gelehrigkeit anfangs stumpfsinniger Neger, sobald sie nur einmal ein paar vernünftige Begriffe richtig erfaßt hatten.

Daressalams Negerbevölkerung.

Ein besonderes Interesse haben für den Fremden die Inder-, Araber- und Negerviertel, die besondere Stadteile für sich bilden. Mir erschien das Negerviertel besonders eigenartig.

Inder und Araber kannte ich genügend von Indien her. Die Negerpsyche war mir neu; sie interessierte mich besonders. Um sie zu studieren, zugleich auch Suaheli zu hören, machte ich häufig in Begleitung von ein oder zwei älteren Afrikanern Wanderungen nach den Negervierteln.

Als „alter Afrikaner" zu gelten beanspruchte fast jeder Europäer, der mehr als ein Vierteljahr im Lande war, etwas Suaheli radebrechte und den Trieb hatte, Neuankömmlingen den reichen Schatz seiner Erfahrungen mitzuteilen.

Der erste Eindruck, den wohl fast jeder normal veranlagte Europäer vom Küstenneger erhält, ist ein abstoßender, geradezu widerlicher. Man sieht so unverhältnismäßig viele häßliche Körperformen, auch unter Männern, noch mehr unter Weibern, auch ganz jungen; dazu Gesichter mit flachem, stupidem, dabei brutal sinnlichem und frechem Ausdruck, verbunden mit in der Tat niedrigen Eigenschaften.

Am empfindlichsten werden die Geruchsnerven getroffen, denn die meisten Neger entwickeln eine Hautausdünstung, die direkt beleidigt.

Auch mir wurde es sehr schwer, mich an die Neger zu gewöhnen, obgleich ich durch langjährigen Aufenthalt in Indien, wo man unter den Arbeiterklassen, den Paria, auch

so manche Rohheit, Faulheit, Verschlagenheit und abstoßende Häßlichkeit findet, gewissermaßen eine Übergangsstufe erlebt hatte. Aber jene Leute waren doch wenigstens klug und gelehrig, während der Stumpfsinn vieler Neger über alles polizeilich erlaubte Maß hinausgeht. Hierüber werden im weiteren Verlauf noch Beispiele folgen.

Sehr eigentümlich erscheint das typische krause Negerhaar, in einzelnen Löckchen spiralförmig aufgerollt und gekräuselt. Ein solches Haar, das, auch wenn es der Neger lang wachsen läßt, infolge der Kräuselung vom Schädel kaum 2 cm absteht, kann 20 bis 30 cm und darüber lang sein. Es ist bei Männern und Frauen gleich. Der Europäer vermißt schmerzlich das schöne Frauenhaar. Man kann sich oft fragen, ob man Mann oder Frau vor sich hat, da die Männer häufig völlig bartlos sind und die Gesichter der Geschlechter oft wenig unterschiedliche Merkmale haben.

In dem krausen Haar nistet sich gern allerhand lebendes Volk ein. Vielfach wird daher der Schädel ganz glatt rasiert, auch bei Frauen. Beliebt bei letzteren ist es, das Haar in 12 bis 14 Scheitel einzuteilen und die einzelnen Haarstreifen in winzig keinen Zöpfchen ineinander zu verflechten. Diese Frisur nimmt Tage in Anspruch und wirkt direkt komisch, erleichtert jedoch die Reinhaltung des Wuschelkopfes.

Allmählich gewöhnt man sich an die Negerart; mancher lernt sie sogar bald mit Auge, Ohr und Nase lieben; das geschieht jedoch stets auf Kosten des ästhetischen Empfindens und unter einem bedauerlichen Sinken der persönlichen Selbstachtung.

Diese unangenehmen Ersteindrücke treffen am auffallendsten bei den infolge Verkehrs mit minderwertigem Ausländervolk vielfach sittlich verkommenen und entarteten Küstennegern in den Hafenstädten zu. Ausnahmsweise kann man schon bei ihnen schön gewachsene Gestalten sehen.

Nach einiger Zeit erst, wenn man sich mit der Ausbildung des Negers näher befaßt hat, findet man, daß er doch häufig über ganz hervorragende Eigenschaften verfügt, die zwar meist unentwickelt in ihm schlummern, aber einmal geweckt, überraschende Fortschritte machen. Auch was über körperliche Häßlichkeit gesagt wurde, darf nicht verallgemeinert werden. Im Innern des Landes findet man ganze Völkerstämme, deren Männer vielfach solche prachtvoll entwickelte Körpergestalten und deren Frauen so vollendet schöne Formen haben, daß sie sich wohl neben die Kunstwerke alter Meister stellen könnten.

Von Natur ist der Neger (auch in diesem Punkte ohne verallgemeinern zu wollen), heiter und sorglos in den Tag hineinlebend, lustig und stets zu Scherz und Tanz aufgelegt, dabei gefühllos, schadenfroh und grausam; körperlich reinlich, badet er gern, so oft er Gelegenheit dazu hat, und ein frisch gewaschenes schneeweißes Kanzu (langes Hemd), das er über den nicht immer ebenso reinen Unterkleidern trägt, ist sein Stolz. Natürlicher Schaffens- und Arbeitstrieb ist ihm nicht eigen; Nahrungstrieb und körperliche Bequemlichkeit gehen ihm über alles. Hält man einem Neger, der unter einem Baume abseits vom Wege der wohligen Ruhe pflegt, eine halbe oder ganze Rupie hin, einen Betrag, den er nur in tagelanger Arbeit verdienen kann, und fordert ihn zu irgendeinem kleinen Dienst auf, etwa um den Weg zu zeigen, so fällt es ihm gar nicht ein, sofort aufzustehen. Er zwinkert gemütlich mit den Augen, und es kostet einiges Zureden, bis er sich entschließt, des Geldes wegen seinen schönen Ruheplatz zu opfern. Jeder indische Kuli würde für denselben Betrag tagelang mitgehen und Nachts allein zurückkehren.

Fast mit jedem neuen Reittierjungen machte man die Erfahrung: Wenn er das Reittier vom Berg hinab verspätet seinem Herrn entgegenführt und den Herrn von weitem

Phot. Dobbertin, Daressalam.

Büro am Zahltag.

Beamtenwohnhaus auf Vorwerk II aus gebrannten Backsteinen
mit Wellblechdach.

ganz unten am Berg heraufkommen sieht, so hockt er sofort nieder und wartet gemütvoll, bis der Herr herankommt. Fast Jeder mißachtet freundliche Rüge; erst wenn diese durch ein paar kräftige Ohrfeigen unterstützt wurde, begriff der Neger, daß es für ihn leichter ist, das Tier den Berg hinunterzuführen, als für den Herrn heraufzukeuchen. — Dies Beispiel ist bezeichnend für Negerart und -logik: der Herr kommt ja herauf; wozu ihm weiter entgegengehen?

In Daressalam konnte man im Eingeborenenviertel fast jeden Abend die Ngoma (Tanzbelustigung) hören. Jeder dort vertretene Stamm hat seinen eigenen Tanzplatz und seine eigene Art zu tanzen. Überaus interessant war es, diese Belustigungen zu besuchen; nirgends wohl lernt man den Neger schneller kennen, als auf seiner Ngoma.

Auf einem offenen Platz sind meist in der Mitte die Trommler; um sie herum im Kreise bewegen sich die Tanzenden, Männer und Frauen gewöhnlich in getrennten Kreisen. Der Tanz besteht in rhythmischen, oft sinnlichen Körper- und Fußbewegungen, mit Händeklatschen und Johlen. Jeder Stamm hat seine eigene Art von Ngoma, dazu oft besonderen Kopfputz und Körperbemalung. — Unermüdlich ist das Johlen und das rhythmische sogenannte Tanzen. Immer herausfordernder werden die Körperbewegungen und Bauchtänze. Zuletzt geraten die Leute oft in einen Zustand wie unter Suggestion.

Der Islam gewinnt an der Küste viele Anhänger, wenigstens äußerlich. Meist besteht der Mohammedanismus des Negers nur im Schächten der Schlachttiere, in der Annahme eines mohammedanischen Namens und der dazugehörigen kleinen Operation. Im übrigen leben die Leute nach wie vor, wie sie wollen, und glauben, was sie wollen. Aber es gilt dem Mshenzi vielfach für gebildeter, wenn er dem Islam ange-

hört; er meint dadurch eine Stufe höher zu steigen. Die Sitte der Beschneidung ist übrigens bei verschiedenen Negerstämmen, z. B. den Massai, üblich, unbeeinflußt vom Islam, woraus schon die Vermutung ihrer semitischen Abstammung abgeleitet wurde.

Suaheli.

Das in West- und Südafrika im Verkehr zwischen Negern und Europäern übliche „Pidgin Englisch" ist in Deutsch-Ost-Afrika unbekannt. Wer sich länger im Lande aufhalten will, muß unbedingt Suaheli lernen.

Suaheli ist eine primitive Sprache; ihr Wörterschatz ist nicht groß. Für höhere oder dem Neger neue Begriffe werden Fremdwörter aus indischen oder arabischen Sprachen benützt, auch portugiesische und englische wie deutsche Wörter werden gebraucht: Chisi (Käse, englisch cheese) Salati, Würsti u. s. f.

Die meisten Wörter werden für eine ganze Anzahl verschiedener Begriffe verwandt, die der Zusammenhang ergeben muß. Mit einem Schatz von ein paar hundert Wörtern kann man schon ziemlich weit kommen; z. B. das Wort Kipande bedeutet ein Stück, eine Wegstrecke, eine kurze Zeit, ein Anteil, eine Kontrollmarke, eine Arbeitermonatskarte, einen Pfosten, ein Grenzzeichen und noch manche andere Dinge. Das Wort piga, schlagen, kann im Zusammenhang mit dem entsprechenden Hauptwort schlagen, trommeln, rufen, jagen, schießen, kämpfen, trompeten und vieles andere bedeuten. Ähnlich gibt es viele Universalbegriffswörter. Satzbildung, Deklination und Konjugation sind äußerst einfach. Dem Anfänger erscheint es, daß der ungebildete Suahelineger einfach die verschiedenen Begriffswörter im Nominativ und Infinitiv aneinander reiht mit Hilfe

von gewissen Vorsilben und Partikeln. Die Reihenfolge und der Zusammenhang ergeben den Sinn. Um sich notdürftig verständigen zu können, hat man also nur nötig, seinem Gedächtnis eine Anzahl von Wörtern einzuprägen, die für unsere Ohren allerdings durchaus fremdartig sind. Korrekt Suaheli zu lernen ist dagegen sehr schwer. Missionare und arabische Gelehrte haben die Feinheiten der Sprache systematisch dargestellt. Die Schwierigkeit liegt in der Klasseneinteilung der Wörter und entsprechenden Vorsilben, die etwa mit unseren Artikeln, der, die, das, verglichen werden können, deren jedoch der Suaheli nicht drei, sondern sieben, bezw. acht hat, und die bei Hauptwörtern, Eigenschaftswörtern, Adverbien und Partikeln stets wiederholt werden, oft in veränderter Form. Wer weiß, wie schwer dem Fremden schon die richtige Anwendung der deutschen drei Artikel wird, kann sich vorstellen, daß ein Europäer sehr selten die sieben verschiedenen Artikelformen des Suaheli fehlerlos anwenden lernt.

Dem gegenüber verfügt zum Glück der Neger über einen fein ausgebildeten Spürsinn für das, was der Fremde von ihm will. Eben weil er gewöhnt ist, mit jedem Wort eine ganze Begriffsverbindung zu vereinigen, die im Deutschen einen Satz erforderte, versteht er, aus wenigen Wörtern es sich zusammenzureimen, was sein Herr will. Es ist oft ergötzlich, wie Neulinge mit Deutsch durchkommen, wenn sie nur in ihre Rede ein paar Suaheliwörter einflechten, die der Neger versteht, und aus denen er das Übrige erraten kann.

Die Aussprache bietet keine Schwierigkeiten, höchstens lernt man es schwer, daß die Konsonanten m und n betonte Vorsilben bilden. In den Wörtern ḿtu, der Mensch, ḿbwa, der Hund, ḿto, der Fluß, ńne, vier, ist der Ton auf dem m und n, die Silben für sich sind. Um diese richtig

auszusprechen, etwa um es über einen Hof hinüberzurufen, müßte man sich einen großen Negermund wachsen lassen!

Der Neger benützt seine Lippen zu manchem, wozu uns die Finger dienen, z. B. als Zeigefinger. Wenn wir mit der Hand auf einen Baum deuten und dazu sagen, dort sitzt ein Vogel, so sagt der Neger nur: Ndege (Vogel) und deutet nicht mit der Hand, sondern mit seinen rüsselartig vorgestreckten Lippen nach der Richtung. Frägt man ihn nach einem Weg, so dreht er den Kopf nach der Richtung, sagt „Kule" (dort) und bildet mit den Lippen den schönsten Wegzeiger. Frägt man den Neger, ob der Weg geradehinführt, so sagt er „nyoka" und zeigt mit der Hand in Schlangenwindungen nach der Richtung, was für uns heißen soll: schnurgerade. „Nyoka" heißt Schlange und zugleich gerade, was wohl damit zusammenhängt, daß die Negerpfade trotz unzähliger Schlangenwindungen in der Hauptrichtung gerade auf ein bestimmtes Ziel zusteuern. Diese paar Beispiele zeigen, wie verschieden die sprachlichen Begriffe des Negers von den unserigen sind.

Ich war froh, Zeit und Gelegenheit zu haben, mich über die Gewohnheiten der Neger zu unterrichten, ehe die Tätigkeit in Kilossa aufgenommen werden mußte; denn zur richtigen Behandlung des Negers war ein Verständnis für seine durchaus eigenartige Psyche doch sehr notwendig.

Eigenartig sind die Ausrufe des Schreckens, der Freude, des Erstaunens, der Verwunderung, des Abscheus und anderer Gefühlsäußerungen. Es sind kurz artikulierte Töne, die sich ebenso bei den Affen finden und die in unserer Buchstabenschrift sich nicht wiedergeben lassen.

Plan und Entwurf.

Unter solchen Beobachtungen und dem Erlernen der Suahelisprache verging die Zeit, bis am Abend des 25. Juli mein Chef nach Daressalam zurückkehrte. Auf Anraten der Ärzte sollte er schnellstens nach Deutschland zurückkehren, schon mit dem am 27. in Zansibar fälligen französischen Dampfer. Wir konnten somit nur einen Tag zusammen sein, der noch zum großen Teil durch Verhandlungen mit dem Gouverneur und den zuständigen Regierungsbeamten ausgefüllt war, so daß unsere Besprechungen auf das Notwendigste beschränkt werden mußten.

Ich erfuhr nun, daß bei Kilossa am Mkondokwafluß ein großes herrenloses Stück Wald- und Buschland ausgewählt worden war, das sich für Baumwollkulturen in hervorragender Weise eignen sollte, insbesondere auch hinsichtlich der Möglichkeit, vom Fluß aus eine Bewässerungsanlage einzurichten.

Mein Chef erklärte, er habe sich entschlossen, dort eine Baumwollplantage einzurichten.

Der vorerst zu erwerbende Komplex solle eine Ausdehnung von etwa 5000 Hektaren haben; das Vorkaufsrecht des angrenzenden Geländes müßte aber vorbehalten werden, um eventuell später den Betrieb bis zu 20 000 Hektaren ausdehnen zu können.

Die diesbezügliche Eingabe an die Regierung wurde sofort niedergeschrieben und eingereicht. Dann erhielt ich nur noch einige Weisungen in den allgemeinen Grundzügen, nach welchen das Unternehmen in die Wege geleitet werden sollte.

In erster Linie sollte Baumwolle die Hauptkultur sein. Außer ihr war auch die Kultur von Kautschuk und Kokospalmen in Aussicht genommen worden, zu welcher später noch die von Sisalagaven hinzukam.

Zwei Kulturingenieure — Brüder — waren noch vor der Ausreise von Deutschland ebenfalls für das Unternehmen verpflichtet worden. Sie hatten auf einige Wochen in Ägypten die Reise unterbrochen, um die dortigen Baumwollkulturen und Bewässerungsanlagen zu studieren und waren dann mit der britischen Ugandabahn an den Viktoriasee gereist, um die dortige Gegend ebenfalls zwecks einer Anlage in gedachtem Sinne zu prüfen. Diese beiden Herren seien von dort zurückberufen, ich sollte in Daressalam ihre Ankunft erwarten, unterdessen alles nötige für das Unternehmen in Kilossa vorbereiten, dann gemeinsam mit ihnen dorthin reisen.

Dort sollte die Ausrodung des Waldlandes sofort in Angriff genommen werden, um möglichst noch in derselben Saison ein Stück mit Baumwolle zu bepflanzen, und dann noch ein möglichst großes Areal wurzelrein gerodet werden, damit ein Dampfpflug mit zwei Lokomobilen, den er schon im Oktober absenden zu können hoffe, voll ausgenützt werde. Als Norm war angenommen, daß ein Satz Dampfpflüge etwa 500 Hektar bearbeiten könnte.

Am nächsten Tage reiste mein Chef ab.

Ich begleitete ihn bis Bagamoyo, um unterwegs noch einiges mit ihm besprechen zu können; doch diese Besprechung fand unter Hindernissen statt.

Die See war ziemlich bewegt und die kleine Nußschale, welche die Verbindung zwischen Daressalam und dem französischen Dampfer in Zansibar vermittelte, tanzte und schwankte lustig auf den Wellen umher. Es gehört mit zu meinen komischsten Erinnerungen, wie ich damals an der Brüstung des kleinen Dampfers neben meinem Chef unter seinen kritischen Blicken stand und mich bemühte, seinen Ausführungen über die Kilossareise und die dortigen, wie er glaubte, durchaus günstigen Arbeiter- und Lohnverhältnisse

zu lauschen und auf seine großzügigen Pläne einzugehen, während gleichzeitig Gott Neptun heimtückisch mit dem Dreizack in meinem Inneren wühlte und ein Opfer verlangte.

Herrn Neptun habe ich den Gefallen übrigens nicht getan.

Den Ernst der Situation erfassend, habe ich bei jener Gelegenheit gelernt, daß man mit Willen- und Gedankenkonzentration bis zu einem gewissen Grade selbst der Seekrankheit widerstehen kann.

Immerhin empfand ich es als Erlösung, als das flache Ufer von Bagamoyo in Sicht kam. — Aber einer Anwandlung zaghaften Bedauerns konnte ich mich einen Augenblick lang nicht erwehren, als ich mich von meinem Chef verabschieden mußte; denn in Hinsicht auf die riesige Aufgabe und Verantwortung, die mir bevorstand, hatte ich eigentlich doch wenig scharf umschriebene Instruktionen erhalten. Ich fühlte mich wie jemand, der ins Wasser geworfen wird, ohne die Frage, ob er schwimmen kann. — Doch nicht lange hielt diese Stimmung vor! Ich k o n n t e ja schwimmen; also warum zaghaften Stimmungen Raum geben? Durfte ich es nicht als Zeichen außerordentlichen Vertrauens ansehen, daß mir ohne viel Umschweife ein riesiges Stück Land übergeben wurde und die Instruktionen sich im wesentlichen darauf beschränkten: Hier hast du das Land und das nötige Kleingeld; jetzt mach' etwas daraus!

Gewiß, ich wollte etwas daraus machen und des mir gezeigten weitgehenden Vertrauens mich würdig zeigen. Das war es ja gerade, was mich gereizt hatte, aus dem schönen Indien herüberzukommen, um aus dem Nichts etwas zu schaffen, aus dem rohen Block afrikanischer Verhältnisse ein Kunstwerk herauszumeißeln, dessen kulturgeschichtlicher Wert in einer unter schwierigsten Verhältnissen ge-

leisteten Pionierarbeit bestand. Ein solcher Gedanke durfte wohl mit Stolz erfüllen; und mit froher Begeisterung ging ich an das Werk.

In Bagamoyo und Saadani.

Um einen allgemeinen Einblick in afrikanische Plantagenverhältnisse zu bekommen, sollten nun vor allem einige bereits in Betrieb genommene Unternehmungen besucht werden.

Bagamoyo (früher der wichtigste Ort an der Küste) stand damals unter der Leitung des Bezirksamtmanns K., der die Reise meines Chefs organisiert und ihm dazu achtzig Träger beschafft hatte. Er begleitete ihn dann mit einem Unteroffizier und vier schwarzen Askaris nach Kilossa. K. kannte also die Verhältnisse und ging mir Afrikaneuling in liebenswürdigster Weise mit seinem geschätzten Rat an die Hand; manchen wertvollen Wink verdanke ich ihm. —

Mit lebhaftem Interesse wurden die Plätze besucht, die durch Emin Paschas jähen Tod und Wissmanns energische Bekämpfung des Araberaufstandes historische Bedeutung erlangt hatten.

In der Umgegend von Bagamoyo wurde unter Anleitung des Bezirksamtes von den Negern ziemlich viel Baumwolle gepflanzt. Die Deutsch-Ost-Afrikanische Gesellschaft hatte eine Baumwollentkernungsanlage errichtet, in welcher die aufgekaufte Baumwolle entkernt und in Ballen gepreßt wurde. Gerne nahm ich die Gelegenheit wahr, mich dort umzusehen. Es waren schon recht schöne Anfänge gemacht.

Das nächste Ziel galt der Versuchsplantage des kolonialwirtschaftlichen Komitees in Saadani, welches von Bagamoyo aus in mehrstündiger Fahrt in einer „Dhau", einem arabischen, mit Segeln bespanntem Frachtboot zu erreichen war.

Urwald der Ottopflanzung. Vorn der Maskatesel „Michel“.

Elefantengras, 3 bis 4 Meter hoch.
In der Mitte: Verfasser auf großem Maultier.

Das einzige „Hotel", von einem Deutsch-Polen unterhalten, durfte kaum beanspruchen, Reisende zu beherbergen, denn es bestand aus einer dunklen, feuchten, unsauberen Lehmhütte nach Negerart. Vor derselben waren eine Anzahl grob gezimmerte Tische und Stühle zu einer „Gartenwirtschaft" für Trinkbedürftige angebracht. Während ich mich noch in Betrachtungen darüber erging, wie diese wenig einladende Unterkunft für einige Tage als Wohnung dienen könne, erschien ein feiner junger Herr, stellte sich als Kolonialeleve vor und holte mich im Auftrage des Leiters der Bezirksnebenstelle von Saadani, Herrn M. ohne viel Umschweife nach der „Boma", dem Regierungsgebäude, in dem ich eine liebenswürdige, gastliche Aufnahme genießen durfte und für meine Studien jegliche Unterstützung erhielt.

Auf der Plantage des Kolonialwirtschaftlichen Komitees wurde unter sachverständiger Leitung des Herrn Mg. emsig gearbeitet. Ein größerer Komplex war bereits mit Baumwolle bestanden und mehrere hundert Arbeiter rodeten den Wald zu weiteren Anpflanzungen im kommenden Jahre. Ein Dampfpflug bearbeitete den jungfräulichen Boden. Die Baumwolle sah gesund aus und war mit Blüten und Kapseln behangen.

Außer dieser Plantage wurde bei Saadani noch ein größeres griechisches Baumwollunternehmen emsig betrieben, ferner eine junge Kautschukpflanzung; auch mehrere Ansiedler hatten kleine Güter angelegt und in Betrieb genommen, und die Bezirksnebenstelle hatte an mehreren Stellen kleinere Anlagen vorbildlich eingerichtet. In der Umgegend waren auch von Eingeborenen angelegte Baumwollfelder anzutreffen.

Obgleich alle diese Anlagen noch in den ersten Anfängen standen, konnte ich doch schon manchen recht guten Einblick in die Erfordernisse einer afrikanischen Plantage

bekommen, der mir später sehr zu statten kam. Ich konnte mich über die Arbeitsverhältnisse orientieren, über die Stellung, welche die Deutsch-Ost-Afrikanische Regierung zu dieser wichtigen Frage nahm, die Behandlung der Neger, die Rodearbeiten im afrikanischen Wald, die Lohnverhältnisse, Einrichtung der Arbeiteranwerbung und -Verpflegung usw. Ich sah den Dampfpflug im tiefgründigen schweren Tonboden von Saadani arbeiten und fand bereits im ganzen etwa 250 Hektare mit ägyptischer Baumwolle bepflanzt, die im Vergleich zu dem Stande und Aussehen der Baumwolle, an den ich in Indien gewöhnt war, recht üppig gedieh.

Die wichtigste und wertvollste Entdeckung war die, daß ich trotz dreiundzwanzigjähriger Erfahrung als Tropenpflanzer in vieler Hinsicht in Afrika total umlernen mußte, denn mit Indien ließen sich diese Verhältnisse nicht vergleichen. — Und das war gut, daß ich mir dessen gleich von Anfang an bewußt wurde.

Ausrüstung und Vorbereitung.

Nach Daressalam zurückgekehrt, galt es nun, alles nötige für die Unternehmung bei Kilossa vorzubereiten, daß gleich nach unserem Eintreffen die Arbeit unverzüglich begonnen werden konnte. Da diese in ganz unzivilisierter Gegend mitten im Busch begonnen werden sollte, so war es nötig, eine vollständige Ausrüstung für mehrere Monate zusammenzustellen und mitzunehmen. Es war also nötig, alles was zur Arbeit, Wohnung und zu den Lebensbedürfnissen gehörte, auszudenken; denn einmal dort angelangt, war eine Verbindung mit der Küste mit erheblichen Schwierigkeiten, Kosten und großem Zeitverlust verbunden. Es durfte also nicht das Kleinste vergessen werden. —

Wenn man gewöhnt ist, in zivilisierten Verhältnissen zu

leben, kann man sich keine rechte Vorstellung davon machen, was alles anzuschaffen ist, wenn man die Aufgabe hat, mitten im Urwald, fernab jeden Verkehrs eine großzügig angelegte Plantage einzurichten, wo absolut nichts zu bekommen ist, kein Nagel, kein Bleistift, kein Stückchen Papier oder das kleinste Brettchen. Alles bis ins Kleinste mußte ausgedacht und in genügender Menge angeschafft werden, so daß der Vorrat ausreichen mußte, bis neuer von der Küste oder von Europa beschafft werden konnte. Gerade die gewöhnlichen Alltäglichkeiten wurden am leichtesten übersehen und fehlten dann am meisten.

Am wichtigsten war die Arbeiterfrage. Die erste Strecke des Zentralbahnbaues bis Ngerengere näherte sich ihrem Abschluß; zum Weiterbau der Bahn war die Genehmigung des deutschen Reichstags nötig. Inzwischen gab es eine Pause, und es war abzusehen, daß viele Arbeiter an der Bahn in nächster Zeit frei werden würden. Es gelang, von den Unternehmern an der Bahnlinie eine genügende Anzahl ihrer demnächst freiwerdenden Arbeiter anzuwerben.

Für die Reise nach Kilossa konnte die Eisenbahn nur eine kurze Strecke benützt, der größte Teil der Reise mußte zu Fuß zurückgelegt werden. Dazu mußten Träger angeworben werden, und alles, was mitzunehmen war, mußte in Trägerlasten von je 30 Kg. verpackt werden. Naheliegend war es natürlich, die Träger gleich als Arbeiter für die Pflanzung zu verpflichten. Die Reise-, oder wie man dort sagt, Safariausrüstung bestand aus Zelten, Bettzeug, Schuhzeug, Kleidern, Wäsche, Kochgeschirr und Besteck, Lebensmitteln, den nötigsten Möbeln, Filtrierapparaten, Waffen, Reittieren, die aus Zansibar eingeführt werden mußten, allem großen und kleinen Werkzeug jeglicher Art, Rechnungsbüchern, Büromaterialien, Schreibwaren, Arzneien, Verbandzeug, Instrumenten, Bauutensilien, Nägeln

und Schrauben, Bauhölzern, Wellblech, einer Feldschmiede, Schleifsteinen, Schreiner- und Maurerwerkzeug, Meßketten, Vermeß- und Nivelierinstrumenten usw. usw., kurzum, alles bis ins kleinste, jede Schreibfeder, jeder Nagel, jedes Brettchen und Schnürchen war von Wert und durfte nicht vergessen werden.

Die großen Warenhäuser von Daressalam lieferten das meiste; einiges mußte aus Europa bestellt werden und konnte erst viele Monate später eintreffen.

Fußmarsch durch die Steppe.

Als gegen Mitte September die beiden Beamten, deren Ankunft abzuwarten war, vom Viktoriasee herkommend, in Daressalam eintrafen, war alles soweit vorbereitet, daß die Reise angetreten werden konnte.

Als Pflanzungsassistent war in Daressalam ein Grieche angenommen worden, der auf dem früher erwähnten griechischen Pflanzungsbetrieb bei Saadani als Volontär tätig gewesen war. Er sollte für die ersten Monate aushelfen, bis zwei Deutsche, die vertraglich angestellt wurden, aber eine Kündigungsfrist innehalten mußten, nach zwei bezw. vier Monaten in Kilossa eintreffen konnten. — Das erste Personal bestand also aus den beiden Kulturingenieuren und dem griechischen Pflanzungsassistenten.

Zur Beförderung der Lasten waren 380 Träger angeworben worden, ein Teil derselben in Daressalam; die übrigen sollten an der damaligen Endstation der Eisenbahn Ngerengere bereitstehen; zu diesem Zwecke war der Grieche dorthin vorausgeschickt worden.

Die kurze Eisenbahnstrecke von Daressalam bis Ngerengere wurde höchst primitiv zurückgelegt, alles auf flache offene Güterwagen verpackt, wir selbst, die Träger, Reittiere und das gesamte Gepäck.

Von Ngerengere aus begann der Fußmarsch. Vor dem Abmarsch wurde die ganze Karawane organisiert. Einige der Träger hatten ihre Frauen mitgebracht, auch einige Kinder, da die meisten Träger sich nicht nur für den Marsch, sondern auch als Arbeiter für die Pflanzung verpflichtet hatten. Für eine Anzahl überzähliger Träger zur Aushilfe bei etwaigen Unfällen oder Erkrankungen war ebenfalls gesorgt worden. Diese alle eingerechnet waren es über 400 Personen.

Ein Obermnyampara"*) (Oberführer), ein alter Karawanenführer, erhielt die Aufsicht über alle. Die ganze Karawane wurde in Gruppen von je 20—25 Trägern eingeteilt und jede Gruppe einem Mnyampara unterstellt, der für sie und für die richtige Handhabung und Ablieferung der Lasten verantwortlich war. Jeder Träger bekam seine Last zugeteilt, welche er während des ganzen Marsches besorgen mußte.

Es zeigte sich bald, wie notwendig es war, daß genügend für Lebensmittel für die Leute gesorgt war. In den paar Negerdörfern, die unterwegs passiert wurden, waren gar keine Lebensmittel zu bekommen. Im Jahre vorher war des großen Aufstandes wegen fast nichts gepflanzt worden. Wenige Tage vor uns waren mehrere Karawanen von je 150—200 Trägern durchmarschiert, welche die geringen Vorräte der Dörfer der Mkattasteppe völlig aufgezehrt hatten.

Um unsere für Kilossa bestimmten Lebensmittel nicht zu sehr angreifen zu müssen, lagen wir unterwegs eifrig der Jagd ob, wozu die Steppe reichlich Gelegenheit bot, und versorgten die Karawane auf diese Weise mit Fleisch, was stets Stimmung in die Leute brachte und anregend auf ihren guten Willen wirkte.

*) Mnyampara = Führer, Vorarbeiter; Plural: wanyampara.

Die Reise wird am besten in vorher festgesetzte Tagemärsche eingeteilt. Die Entfernung von einer Haltestelle zur nächsten beträgt in der Regel 25—30 Kilometer. Die Haltestellen richten sich nach vorhandenen Negerdörfern und den Wasserverhältnissen. Zwischen ersteren trifft man häufig keine menschliche Behausung und keine Wasserstelle. Wenn Nachts der Mond am Himmel steht, wird die Marschstrecke am liebsten des Nachts zurückgelegt, oder man bricht frühmorgens um 4 Uhr auf, damit die Träger nicht zu sehr unter der Hitze leiden. Bei großen Karawanen versagen stets eine Anzahl Träger und erkranken. Das gibt unangenehmen Verzug. Wenn man nun sehr früh marschiert, hat man den Nachmittag Zeit, um Nachzüglern Hilfe zu schicken.

Im Laufe des Vormittags an der Haltestelle angelangt, wird ein günstiger Lagerplatz in der Nähe des Wassers gesucht, die Zelte aufgeschlagen, für die Reittiere und Träger gesorgt und abgekocht. Nachmittags pflegten wir die Umgegend zu erforschen und nochmals auf Jagd zu gehen. Während des Marsches hielt ich mich nie an den Karawanenweg, sondern pürschte, von ein paar Führern begleitet, einige Kilometer abseits desselben.

Ein interessantes Leben ist in der Steppe, und manche Stellen sind überaus reich an Wild. Alle Arten von Antilopen und Gazellen treiben sich in zahlreichen Herden herum; doch war es schwer, nah genug zum Schuß zu kommen, da durch die vielen durchziehenden Karawanen die Tiere fast täglich beunruhigt wurden und scheu waren. Da die Richtung des Marsches eingehalten werden mußte, konnte man nicht immer beim Anpürschen auf bewährte Jagdregeln, Windrichtungen usw. achten, wie man wollte.

Der Marsch durch den afrikanischen Busch war reich an neuen Eindrücken.

Besonders interessant ist es, zu beobachten, wie verschiedene Tierarten zusammenleben und gegenseitig von einander Nutzen ziehen, indem die einen sich durch besonders scharfen Geruchssinn, andere durch Sehschärfe, wieder andere durch Wehrhaftigkeit oder Vorsicht oder Klugheit auszeichnen. In dem hohen Gras, das stellenweise mehrere Meter hoch steht, ist die langhalsige Giraffe besonders geeignet, nahende Feinde von weitem zu erspähen. In weiten Steppen kann man deshalb stets Zebras, Gnus und verschiedene Antilopenarten in Gesellschaft von Giraffen finden, wobei sie sich den Bewegungen der letzteren anpassen, und sobald diese unruhig werden, die Flucht ergreifen. Ziehen die Giraffen jedoch nach dichtbestandenen Wäldern, wo die Baumkronen ihnen den Ausblick behindern, so trennen sich die kleinen Tiere ab und gehen ihre eigenen Wege oder übernehmen selbst das Wächteramt, und die Giraffen richten sich nun nach ihnen.

Die Steppe, von diesen vielen Tierarten belebt, glich vielfach — wenn das Gras nicht zu hoch stand — einem richtigen Naturpark. Auf großen Strecken war von den Eingeborenen das Gras abgebrannt worden, und da sproßte von der Feuchtigkeit, die noch von der Regenzeit her im Boden sich erhalten hatte oder infolge eines verfrühten Regens grünes Gras hervor, dazwischen größere und kleinere Gebüsche, bewachsene Termitenhügel von mehreren Metern Höhe und in Abständen von 10—20 Metern größere Bäume, auch Dumpalmen und Hyphänen. Ab und zu kam man durch ein dichter bestandenes Wäldchen, meist Akazienarten, über welche Gruppen von Giraffen ihre langen Hälse streckten und Ausschau hielten, während andere, einen fast komischen Anblick bietend, die Bäumchen überragend, von oben herab die frischen grünen Spitzen abknabberten und dadurch die Bäumchen an höherem Wachstum verhinderten.

In der Ferne sah man Wasserläufen entlang, an denen üppiges Tropenwachstum sich entfaltete, dichte grüne Wälder mit verworrenen Lianen und undurchdringlichem Unterholz und riesigen Bäumen, gewissermaßen eine natürliche Abgrenzung größerer Abschnitte der Steppe bildend. Dazwischen das reiche Tierleben unter einem klaren Himmel und strahlendem Sonnenschein. Man wanderte wie durch ein Paradies, wenn nicht der mordgierige Mensch unter diesen Tieren, die sich harmlos ihres Lebens freuten, Schrecken verbreitete, mehr noch als die Raubtiere, Löwen, Leoparden, Geparden, Wildhunde und kleinere Raubkatzenarten, von deren Gegenwart viele Spuren und die in der ganzen Steppe umher zerstreuten Tierskelette erzählten. Auch Herden von Pavianen belebten die Steppe und begafften und äfften die durchmarschierende Trägerkarawane, während sie vor bewaffneten Europäern flüchteten.

Das Beobachten des Tierlebens war das Interessanteste auf dem ganzen Marsch. Die Jagd auf Antilopen, die so unschuldig dreinschauten, vorwurfsvoll bittend, hat mir nie Freude bereitet. Einzig die Jagd auf Raubtiere konnte zur berechtigten Leidenschaft werden. Diese Biester hasse ich geradezu. Sie sind so unendlich grausam. Die großen Raubkatzen töten Tiere, wenn die Gefahr einer Gegenwehr besteht. Sie suchen sie durch einen Sprung auf den Rücken niederzureißen. Dann, oder wenn es gelingt, schon beim Ansprung schlagen sie eine Pranke in den Rücken, beißen ins Genick und suchen mit der anderen Pranke die Schnauze zu erfassen und durch Drehung nach oben das Genick zu brechen, wobei sie die Hinterfüße ebenfalls in das Tier einkrallen und dagegen stemmen. Bei kleineren Tieren bemühen sie sich gar nicht, sie zu töten, betäuben sie höchstens durch Schütteln. Sie tragen sie weg an eine gesicherte Stelle, lecken zuerst alles

Blut, das aus den Verletzungen sickert, sauber ab, halten sie fest und reißen ihnen bei lebendigem Leibe den Bauch auf, um an den Weichteilen etwas zu fressen, während das arme Tier unter Zappeln und Wimmern langsam verendet.

Meist begnügen sie sich am Tage damit und kehren erst in der Dämmerung zurück, um sich satt und voll zu fressen.

Am grausamsten und gierigsten sind die Wildhunde oder Hyänenhunde, ein Mittelding zwischen Wolf und Hyäne, welche die häßlichen Eigenschaften beider Tierarten und große Frechheit in sich vereinigen. Die Wildhunde beißen sich an einem Tiere fest, an irgendeiner Stelle (am liebsten am Euter, Hoden und weiblichen Geschlechtsteilen), wenn mehrere zusammen sind, an jeder Stelle des Körpers — und lassen nicht los, bis sie ein Stück qualvoll herausgerissen haben, das sie schnell hinunterwürgen, um sofort wieder zuzuschnappen. Man kann hier und da in der Steppe Tiere antreffen, die auf irgendeine Weise, etwa durch gemeinsamen Angriff der Bullen der Herde oder wenn bewaffnete Menschen auf der Bildfläche erschienen, ihren Peinigern entkommen sind, mit solchen scheußlich zerfetzten Teilen. Diese Tiere legen sich dann in einen Tümpel oder in Schlamm, um die Schmerzen zu lindern und schleppen sich tagelang herum, bis sie doch von der Herde abgetrennt endgültig den Bestien zum Opfer fallen.

Wer derartiges beobachtet hat, den erfaßt Haß und Rachsucht gegen alles Raubzeug, die zu einer wahren Leidenschaft werden kann, sie auf jede Weise zu verfolgen und zu vernichten.

Ebenso rührig stellte ich den Wildschweinen und den Pavianen und anderem schädlichen Getier nach.

Der Jagd auf Antilopen lag ich vor allem ob, um unsere Leute mit dem nötigen Fleisch zu versorgen. Dann suchte ich stets womöglich die größten Tiere heraus, deren ich hab-

haft werden konnte, um so auch einige der üblichen „afrikanischen Trophäen" zu erwerben.

In Indien hatte ich einst für erwartete Gäste in Ermangelung von anderem Fleisch ein paar Turteltauben geschossen. Als ich sie nach Hause brachte, begrüßte mich meine fünfjährige Elita mit: „Papa, warum hast du denn die Täubchen geschossen? Die haben dir doch nichts zuleide getan!" — Ich habe keine mehr geschossen.

Auf den Standpunkt, nichts zu schießen, was niemand etwas zuleid tut, bin ich freilich erst viel später gelangt. Damals verleitete mich der Reiz der Neuheit in der wildreichen Steppe und die Erfordernisse der hungrigen Träger dazu, ihn oft zu übertreten. Einige recht interessante Situationen erlebte ich dabei.

Eines Morgens hatte ich mich, von mehreren Führern begleitet, wie gewöhnlich in die Steppe begeben, um etwas zu erjagen.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch hinter mir, als ich aus einem Wäldchen hervortrat und von einem dicht bewachsenen Termitenhügel aus eine weite Ebene überschaute, an deren Ende am Rande eines etwa 400—500 Meter entfernten Buschwäldchens eine Anzahl großer schwarzbrauner Tiere sich herumtrieb, deren plumpe Körper mich an die zahmen Büffel Indiens erinnerten. Die Benennung der Tiere durch meinen Führer verstand ich nicht. Die zwischen mir und den Tieren sich ausbreitende Ebene war stellenweise mit etwa meterhohem dürrem Gras bestanden; dazwischen war eine große Fläche ausgebrannt. Um den Tieren näherzukommen, mußte ich durch diese offene Fläche, auf welcher auch kein grüner Busch als Deckung dienen konnte.

Als einzige Deckung lag etwa 300 Meter vor mir ein großer Baumstamm, vom Winde mitsamt den Wurzeln um-

gerissen. Am Rande des hohen Grases ließ ich mit einer Handbewegung die schwarzen Begleiter zurück.

Vorsichtig näherte ich mich, auf dem Bauche kriechend und immer bemüht, hinter dem Baumstamm von den Tieren, die beständig ihren Standort wechselten, nicht gesehen zu werden.

Eine durch eine vertrocknete Wasserrinne gebildete flache Bodensenkung entzog mich ihren Blicken eine Zeitlang, so daß ich bis auf 50 Meter an den Baumstamm, der, wie ich erst jetzt sah, etwas erhöht lag, herankam.

Diese letzte Strecke mußte ich äußerst vorsichtig zurücklegen, denn der Baumstamm konnte mich nicht vor allen Tieren verbergen; die äußersten rechts und links hoben ab und zu ihre dicken Ramsköpfe und äugten nach meiner Richtung.

Endlich war ich dicht am Baumstamm in der Nähe der Wurzel, deren Ausläufer etwa zwei Meter emporstanden.

Vorsichtig hob ich meinen Kopf über den Rand des Baumstammes und beobachtete. Die Tiere mochten jetzt etwa zwischen 180—250 Meter entfernt stehen und schienen keine Gefahr zu wittern.

Sie bewegten sich ziemlich rasch und schlugen mit den Schwänzen nach den Fliegen.

Ich sah solche Tiere zum ersten Male, groß, plump, graubraun, einige dunkler, mit fast schwarzen Streifen an den Seiten. Hörner hatten sie ähnlich wie Ochsen; es mußten gestreifte Gnus sein. Und nun erst entdeckte ich hinter ihnen im Wäldchen eine Anzahl Giraffen, die mit gespreizten Beinen und langvorgestreckten Hälsen nach meiner Richtung sicherten.

Vorsichtig schob ich das 8-mm-Mausergewehr auf den Baumstamm, nahm eines der dunkelfarbigsten stärksten Gnus, das mir die Breitseite bot, aufs Korn und drückte ab.

Das getroffene Tier zuckte zusammen, blieb aber stehen.

Die Giraffen, die nun plötzlich in großer Anzahl erschienen, rasten in plumpem Trab und Galopp, ihre langen Hälse vor und rückwärts schlagend davon. Einige der Gnus ihnen nach, andere rannten wild durcheinander, sich schüttelnd in ungebärdigen Luftsprüngen und mit den Hinterbeinen ausschlagend.

Unterdessen hatte ich wieder geladen und gab auf dasselbe Tier einen zweiten Schuß ab.

Es rannte eine kurze Strecke, konnte aber anscheinend nicht weit kommen. Länger konnte ich es nicht beobachten, denn nun bemerkte ich, daß die übrigen Tiere auf den zweiten Schuß hin gegen mich Front gemacht hatten und wie auf Kommando in langer Linie auf mich zu galoppierten; es waren etwa 25 Stück. Einige mit den Nasen hoch, wie um die Witterung zu halten, die meisten mit gesenkten Köpfen, die Hörner nach vorn.

Darauf war ich nicht gefaßt gewesen; die Situation wurde höchst ungemütlich; die Tiere werden mich zu Tod trampeln.

Was soll ich tun?

Durch die ausgerissenen Baumwurzeln waren Löcher im Boden hart am Baumstamm, groß genug, um mich aufzunehmen; aber genügend Schutz boten sie nicht.

Unterdessen waren die Gnus auf 50—40—30—20 Meter herangestürmt. Ich starrte sie an, und dann tat ich wohl das Dümmste, was ich in solchem Fall tun konnte: ohne zu zielen hielt ich das Gewehr vor, gab einen Schuß ab und zeigte mich dabei unvorsichtig hinter dem Baumstamm den wildgewordenen Tieren.

Ich sah noch, wie sie sich in zwei Gruppen spalteten, um links und rechts am querliegenden Baumstamm herumzukommen. Ich ließ mich in eines der Löcher unter dem Baum-

stamm fallen, von dem aus ich notfalls unter dem Stamm durch auf die andere Seite gelangen konnte.

Gespannt horchte ich, — sehen konnte ich sie nicht mehr, — die Tiere rannten in zwei Abteilungen in der angenommenen, sich voneinander entfernenden Richtung weiter.

Erleichtert hob ich den Kopf und schaute ihnen nach.

Plötzlich stutzten sie, blieben stehen und schauten umher, wild die Köpfe schüttelnd; einige drehten sich nach dem Baumstamm um und machten Miene umzukehren.

Da sah ich, wie die zurückgebliebenen Schwarzen im hohen Gras nach dem Wäldchen zu davonrannten; die Gnus setzten sich wieder in Galopp den Negern nach.

Diese, im Wäldchen angelangt, erkletterten blitzschnell Bäume.

Mit wilden Sprüngen rannten die Gnus auf sie zu und dann, ohne zu halten, unter den Bäumen weiter und verschwanden im Wäldchen.

Erleichtert atmete ich auf. Ich winkte den Negern. Es verging jedoch geraume Zeit, ehe sie sich bewegen ließen, von den Bäumen herabzusteigen und mit mir das verwundete Gnu zu suchen.

Wir fanden es kaum 80 Meter von der Stelle, wo es gestanden hatte, bereits verendet. Es war ein starker Bulle, ein mächtiges Tier. Sofort sandte ich einen der Leute ab, um Träger herbeizuholen; ein zweiter blieb bei der Jagdbeute, um Marabus und Aasgeier abzuhalten. Raubtiere waren um diese Tageszeit kaum zu erwarten.

Für alle Fälle bewaffnete er sich mit allen Speeren, die die anderen hatten. — Ich selbst marschierte mit den beiden anderen Führern weiter.

Manchmal noch sah ich Herden von Wild, ohne jedoch zum Schuß kommen zu können. Gegen 11 Uhr waren wir

in einer parkartig mit Bäumen bestandenen Fläche; vor uns ging das Gelände allmählich in niederen Buschwald über.

Wiederholt wurden Zwergantilopen und Ducker wenige Schritte vor uns flüchtig; ich ließ sie unbehelligt, sehr zur Unzufriedenheit meiner Begleiter.

Nun traten wir in den niederen Buschwald. Plötzlich ein leises Zeichen vom Neger, der etwa 10 Meter zu meiner Rechten ging.

Er hockte nieder und deutete in der Richtung nach rechts. Wir waren ziemlich am Rand unsres Wäldchens; daneben war eine mehr offene, schwach mit Bäumen bestandene Fläche und auf der entgegengesetzten Seite wieder ein dichter bestandener Buschwald.

Nun konnte ich es auch sehen; etwa 300 Meter entfernt bewegten sich rotbraune Antilopen mit schönen geschwungenen Gehörnen, Swalla, Schwarzfersenantilopen. Ich hatte solche für unsere Leute schon öfters erlegt. Die Böcke erreichen annähernd die Größe deutscher Hirsche. Der Wind kam von jener Richtung; deshalb schienen die Tiere uns nicht bemerkt zu haben. Ich pürschte mich vorsichtig heran. Plötzlich entdeckte ich genau zwischen den Antilopen und mir eine einzelne riesige Giraffe. Den Rücken mir zugedreht, fraß sie die Spitzen der jungen Zweige eines 5 bis 6 Meter hohen Busches ab. Giraffen zu schießen war auf meinem Jagdschein nicht erlaubt. (Erst nachher erfuhr ich, daß ich in der Notlage, um meine Leute mit Nahrung zu versehen, berechtigt gewesen wäre, sie zu erlegen; das wußte ich aber nicht.)

Was nun tun? Ging ich in derselben Richtung weiter, so mußte ich auf die Giraffe zu; diese wäre flüchtig geworden und gleichzeitig natürlich auch die Antilopen. Wich ich aber aus, um im Bogen um die Giraffe herumzukommen, so mußte ich meine gute Deckung hinter den Bäumen auf-

geben und von den Antilopen gesehen werden, ehe ich nahe genug herankommen konnte, um einen sicheren Schuß anzubringen.

Nach kurzem Besinnen beschloß ich, die Richtung beizubehalten.

Mit äußerster Vorsicht pürschte ich mich nun heran; die beiden Neger folgen ebenso vorsichtig in Abständen von 60—80 Metern.

So gelang es mir, auf zehn Meter an die Giraffe heranzukommen, ehe sie etwas merkte.

Plötzlich drehte sie sich, breitspurig die langen Beine herumwerfend, herum, und durch diese Bewegung kam sie mit den Vorderbeinen keine 5 Meter von mir zu stehen.

Da stand sie mit breitgespreizten Beinen, die am Boden wohl 2½ Meter auseinanderstanden, und mit schief gehaltenem Kopf aus 6 Meter Höhe auf mich niederschauend.

Es muß urkomisch ausgesehen haben, und ich würde viel geben, hätte ich das Bild, das wohl dem geübtesten Jäger in dieser Nähe kaum je begegnete, photographisch festhalten können.

Einen Augenblick stutzte ich. Es war das erstemal, daß ich einer Giraffe in Freiheit gegenüberstand; ich kannte ihre harmlose Natur noch nicht. Es sah bedrohlich aus; die Möglichkeit, daß sie mich annahm, schien nicht ausgeschlossen; die sanftesten Tiere tun es oft unerwartet im Augenblick der Gefahr. Mit einem Tritt ihrer mächtigen Vorderhufe konnte sie mich zu Boden treten.

Unter solchen Gedanken nahm ich die Büchse und entsicherte. Diese Bewegung und meine menschliche Gestalt schien dem Riesentier doch nicht geheuer. Plötzlich drehte es sich wieder breitspurig um und ging mit lang ausgreifenden Schritten davon.

Es war ein prachtvoller ganz dunkelfarbiger Bulle ge-

wesen. Ich freue mich heute noch über diese Begegnung und daß ich das Prachttier nicht geschossen habe.

Nun wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder den Antilopen zu. Diese waren etwas unruhig geworden; sie waren kaum 150 Meter entfernt. Ein prachtvoller Bock stand aufrecht da, — Breitseite — den Kopf mit sehr schön geschwungenem Gehörn mir zugewandt.

Ein Schuß! Er zuckte zusammen, blieb aber bewegungslos stehen. In die anderen kam Leben; sie rasten erst planlos durcheinander und dann davon. Nach wenigen Augenblicken kamen einige zurück; darunter ein junger großer Bock. Der stellte sich neben den ersten, schaute diesen an und äugte dann nach mir.

Nie vergesse ich den hiflos fragenden Blick, der auch auf diese Entfernung — ich war auf etwa 80 Meter herangekommen — auf mich wirkte.

Doch die grausame Jagdlust hatte mich gefangen genommen; — Mensch, Scheusal! — nachher tat's mir leid. Ich hob die Büchse und schoß. In tollen Sprüngen rannte er davon und die andern mit ihm. Nur der erste Bock blieb stehen, zitterte am ganzen Leib, den Kopf immer noch starr nach mir gedreht.

Langsam ging ich auf ihn zu; er blieb immer zitternd stehen; dann, als ich schon ganz nahe war, sank er langsam in sich zusammen, die vier Beine unter dem Leib, drehte nur den Kopf weg, und Hals und Kopf lang am Boden ausstreckend lag er da, Maul und Zunge blutig. Ein wunderbar schönes Tier; und welch ein prachtvoll geschwungenes Gehörn!

Einer der Neger, als Mohamedaner, schnitt dem Tier den Hals durch. Dann suchten wir nach dem zweiten Bock. Er hatte stark geschweißt; ziemlich weit entfernt fanden wir ihn. Obgleich er bereits verendet war, schnitt auch ihm

Boma in Kilossa.
Im Hause vorn links: Erdgeschoß — Negerschule;
darüber Wohnräume für Gäste.

Erste provisorische Dorfanlage, vorn für Negerarbeiter, auf dem Hügel Unterkunft für die Europäer.

Abdalla den Hals durch, was er auch am Morgen mit dem verendeten Gnu getan hatte. Der Glaube macht selig!

Merkwürdig, ich hatte doch jeden Tag gejagt und fast jeden Tag ein oder mehrere Stück Wild erlegt, und doch hatte ich jedesmal ein Gefühl, als ob ich eine Schandtat begangen hätte, und das Herz pochte mir, wie einem Schuljungen, der ein böses Gewissen hat.

Ich suchte es zu beschwichtigen, indem ich mir vorsagte, daß ich für die Träger Fleisch beschaffen müsse.. Aber es pochte doch weiter, immer nur bei Antilopen mit ihren schönen unschuldigen Augen. Wenn ich ein Raubtier erlegt hatte, war es niemals der Fall. Im Gegenteil; auch in größter Gefahr blieb ich absolut ruhig; und hatte nachher eine Empfindung äußerster Befriedigung. Es lebt in der menschlichen Brust ein unbewußtes Bewußtsein, das scharf zwischen gut und böse trennt, auch in den Beziehungen zu den Mitgeschöpfen. Das ist nicht ein körperlicher oder materieller Vorgang; es ist auch nicht ein Vorgang des bewußten Geistes oder reinen Verstandes, sondern es ist der Ausdruck der reinen Seele, des unbewußten Seelenlebens, des Göttlichen im Menschen.

Unsre Träger frohlockten über den heutigen reichen Segen, denn die anderen Herren hatten ebenfalls Jagdglück und ein großes Kongoni (Kuhantilope, Hartebeest) geschossen. Am Nachmittag erlegte ich noch ein kräftiges, mit mächtigen Hauern bewehrtes Warzenschwein, das allerdings nur den Nichtmohamedanern unserer Träger zugute kam.

In der fogenden Nacht wachte ich von dem ungewöhnlichen Benehmen meiner Hunde auf. Eine kräftige junge Bullterrierhündin und ein Dackel pflegten immer unter dem Vordach meines Zeltes zu schlafen. Die Eingangsöffnungen pflegte ich vorn und hinten offen zu halten.

Plötzlich kamen die Hunde herein. Mit gesträubten

Rückenhaaren und leise knurrend, den Schwanz eingeklemmt, verkrochen sie sich unter meinem Feldbett. Ich wußte nicht, was daraus machen. Hyänen hatten wir wohl am Abend um das Lager gehört; das war aber oft der Fall.

Die Reittiere waren meist in der Mitte des Lagers unter Bäumen angebunden. Um diese herum wurden verschiedene Lagerfeuer unterhalten. Bei diesen mußten stets ein paar Leute Wache halten; die anderen Träger lagerten in mehreren Gruppen im Freien und schliefen, meist schon jeder mit seiner Lastenkiste fertig, um beim Aufbruch früh morgens um 4 Uhr alles bereit zu haben. Nur die Zelte mußten dann abgebrochen und die unmittelbaren täglichen Gebrauchsgegenstände verpackt werden.

Bald nachdem mir das Benehmen der Hunde aufgefallen war, wurde plötzlich Alarm geschlagen: „Simba" (Löwen). Alle Träger erhoben sich, trommelten auf Blechkannen, machten einen Höllenspektakel und schürten die Feuer. Mehrere Löwen schlichen um das Lager herum, jedenfalls angelockt von dem vielen Fleisch, das von verschiedenen Seiten hereingetragen worden war und bluttriefend Witterung hinterlassen hatte. Auch die Reittiere konnten sie angelockt haben. Ich zog die Zeltöffnung zu einem dünnen Spalt zu und lauerte mit der Büchse über eine Stunde lang. Öfters glaubte ich, dunkle Gestalten in einiger Entfernung herumstreichen zu sehen; es war aber zu finster, um einen sicheren Schuß wagen zu können. Schließlich begab ich mich wieder ins Feldbett. Die Schwarzen radauten weiter. An diesem Morgen wartete ich das erste Tagesgrauen ab, ehe ich die Zelte abbrechen und weiter marschieren ließ.

Einige Tage vergingen in der beschriebenen Weise, dann hatten wir die letzte Station, Kimamba, erreicht. Von dort waren es nur noch 18 Kilometer bis Kilossa.

Die Steppe begann bereits in ein anderes Bild überzugehen. Je näher wir den Usagarabergen kamen, die wir als Ziel und Richtlinie immer vor uns sahen, ging die Ebene allmählich in eine weniger ebene Landschaft über. Der Boden war nicht mehr der schwere Ton der Steppe, der während der trockenen Jahreszeit in tausend Risse sich spaltete, sondern ging über in humusreichen Alluvialboden, der ein außerordentlich üppiges Wachstum der Pflanzen hervorbringt. Die weithin übersehbaren Flächen hörten gänzlich auf. Üppige Wälder mit riesigen Bäumen, verbunden durch ein Gewirr von Lianen und Schlingpflanzen, darunter undurchdringliches Dickicht, Dornen und 3—5 Meter hohes Gras, sogenanntes Elefantengras, waren nun auf schmalen Negerpfaden zu durchwandern. Wild war fast gar nicht mehr zu sehen, obgleich viele Spuren von der zierlichen Zwergantilope bis zum Elefanten und auch von Raubzeug auf ihr Vorhandensein hinwiesen. Nur eine Unzahl von Affen, kleinen und großen Arten, belebten die Bäume.

Auch mehrere Flußläufe, um diese Jahreszeit z. T. ausgetrocknet oder nur wenig Wasser enthaltend, und breite versumpfte Stellen, die mit hohem Schilfgras bewachsen waren, mußten wir durchschreiten.

Den Flußläufen entlang waren auch mehr „Shamben" (Negerniederlassungen) anzutreffen.

In der Nähe von Kimamba waren bereits zwei Plantagen im Betriebe. Ein deutscher Ansiedler hatte eine Plantage für Baumwolle und Gummi angelegt und ein höherer Beamter, Albanier, der Vorvermessungen für den geplanten Bahnbau ausgeführt hatte, ebenfalls ein Gelände von 2000 Hektar Umfang für eine Baumwollplantage belegt.

Am folgenden Tag, schon um 8 Uhr morgens, trafen wir in Kondoa ein. Kurz vor der Ortschaft wurde nochmals eine Musterung der großen Karawane abgehalten. Jede Ab-

teilung mit ihrem Mnyampara (Obmann) hatte sich besonders aufzustellen in Reih und Glied, wurde abgezählt und ihre Trägerlasten nachgesehen. Dann ging es in geschlossenem Zug, mit Sang und Klang, wie es der Neger liebt, mit Trommeln und Antilopenhorntrompeten, jede Gruppe mit ihrem Fähnchen voran, die schöne, breit angelegte, auf beiden Seiten mit Kasuarinen bepflanzte Straße von Kondoa bis Kilossa.

Am 8. Oktober morgens 9 Uhr trafen wir ohne jeglichen Unfall und Verlust in Kilossa ein.

Kilossa und erste Anlagen.

Kilossa war damals noch ein kleines Nest, bestehend aus 26 Negerhütten und der sogenannten „Boma"*), dem Sitz des Leiters der Bezirksnebenstelle.

Er hatte den Titel „Sekretär" und unterstand dem Bezirksamtmann von Mrogoro. Ihm unterstellt war ein deutscher Unteroffizier mit einer halben Kompagnie Askari; das sind Negersoldaten.

Kilossa liegt am Westrand der Mkattasteppe, am Fuß der Usagaraberge, nach welchen der dort einheimische Stamm Wasagara genannt wird. Die Umgegend war durch den Mkondokwafluß, der fast jede Regenzeit sein Bett etwas ändert, stark versumpft und dadurch eine Brutstätte der Anophelesmücke. Infolge dessen herrscht dort viel Malaria.

Der ganze Distrikt war durch den großen Negeraufstand, der dort besondere Ausdehnung gefunden hatte und kaum ein Jahr vorher unterdrückt worden war, stark mitgenommen.

Die Spuren desselben waren noch überall an den verlassenen und verwilderten, bereits mit Dornenbusch und Wald überwachsenen Negerniederlassungen erkenntlich.

*) Boma = Festung, Regierungsgebäude.

Die übriggebliebene Bevölkerung brachte uns ablehnenden Widerwillen entgegen. Wir merkten bald, daß auch hier, wie überall, aller Anfang schwer werden würde.

Unsere Träger, die in den letzten Tagen des Marsches mit diesen früheren Aufständischen verkehrt hatten, waren kopfscheu geworden.

Fast alle weigerten sich nun, auf der Plantage als Arbeiter zu bleiben und verlangten, nach Daressalam entlassen zu werden. Andere wollten nur gegen Verdoppelung des vereinbarten Monatslohns bleiben.

Es war nicht diplomatisch, gleich zu Anfang Zwangsmaßnahmen zu ergreifen, um die Erfüllung der Verpflichtungen zu erzwingen; denn mehr als alles andere mußte uns daran gelegen sein, das Vertrauen der Leute zu gewinnen, besonders auch der in der Umgebung ansässigen Neger.

Deshalb wurde vor allem der bedungene Trägerlohn den Leuten sofort ausbezahlt und ein angemessenes „Bakhshish" dazu.

Unterdessen war auch in Kilossa ein Ochse gekauft, für die Leute geschlachtet und verteilt worden. Das brachte Stimmung in sie, denn nirgends geht die Liebe so durch den Magen, wie beim Neger. —

Nun nahmen wir ein gemütliches „Shauri" (Besprechung, Verhandlung) mit den Leuten auf, in dessen Verlauf mehr als die Hälfte derselben sich zu bleiben bereit erklärte. Die anderen ließen wir in Frieden ziehen.

Unterdessen hatte ich mich auch mit dem Leiter der Bezirksnebenstelle in Verbindung gesetzt, und am selben Nachmittage machten wir zusammen einen Ritt, um unter seiner Führung einen Teil des einige Kilometer entfernt beginnenden Geländes, das für die Unternehmung in Aussicht genommen war, zu besichtigen.

Ein passendes herrenloses Stück Wald war bald gefunden und sofort, wie man sagt, „belegt" worden.

Die übliche Art, Land zu „belegen", d. h. zu einer Ansiedlung zu erwerben, war folgende.

Der angehende Ansiedler orientierte sich zuerst auf einem Bezirksamt über die Gebiete, in welchen herrenloses Land zu vergeben war, womöglich auch über Regenverhältnisse, Bodenart, Arbeiter und Lohnverhältnisse usw.

Dann hatte er das ihm passend erscheinende Stück Land selbst auszusuchen, die Grenzen festzustellen und irgendwie dauernd zu bezeichnen und meldete dann das Land als von ihm „belegt" an.

Befanden sich innerhalb des von ihm gewünschten Geländes bereits Negerniederlassungen, so hatte er für dieselben das Zwei- bis Vierfache des von ihnen besetzten Geländes freizulassen, um ihnen Ausdehnung zu ermöglichen.

Der Beginn von Arbeiten auf dem Grundstück gab ihm ein Anrecht auf dasselbe, vorbehaltlich Genehmigung durch die Regierung.

Er hatte seine Kulturabsichten in einer Eingabe genau festzulegen, in der Regel auch das zur geplanten Unternehmung benötigte Vermögen nachzuweisen.

Die Regierung machte darauf die nötigen Feststellungen und, wenn keine triftigen Gründe dagegen sprachen, wurde dem Bewerber das Land zugesprochen, zunächst in „Kaufpacht" mit den entsprechenden Kulturvorschriften, d. h. er hatte an die Regierung für jedes Jahr und Hektar einen festgesetzten geringen Pachtbetrag zu zahlen und sich zu verpflichten, jedes Jahr einen Teil des Geländes, z. B. ein Zwanzigstel, unter Kultur oder Nutzanwendung zu bringen. Das Doppelte des unter Kultur gebrachten Landes durfte käuflich erworben werden; also für je 100 Hektare gerodeten Landes

können 200 Hektare käuflich erworben werden, für welche dann der Pachtbetrag natürlich wegfällt.

Außerdem gab es noch Bestimmungen in dem Sinne, daß gewisse Aufwendungen für Betriebsgebäude, Maschinenanlagen u. s. f. angerechnet werden konnten, als ob ein diesen Aufwendungen entsprechendes Gelände unter Kultur gebracht wäre.

Das an jenem Nachmittage belegte Stück Waldland war am Fuße eines Berges gelegen und dehnte sich etwa 1 bis 2 Kilometer breit zwischen der Straße Kilossa—Myombo—Iringa und dem Fuß der Berge aus.

Es hatte prachtvollen, tiefgründigen, humusreichen Alluvialboden und war, nach dem üppigen Wachstum des Waldes zu urteilen, überaus fruchtbar.

Der erfahrene Pflanzer erkennt schon bei oberflächlicher Musterung des Waldes an dem Vorkommen gewisser Bäume und Pflanzen, ob das Land für Baumwollkultur geeignet ist. Wo gewisse Bäume und Unterholz gut gedeihen, kann man auch bestimmt ein gutes Gedeihen der Baumwolle erwarten. Das Vorkommen gewisser anderer Bäume und gewisser Gräser und Kräuter wiederum, ist ein ebenso bestimmtes Warnungszeichen. Die Untersuchung durch einige metertief gegrabene Löcher zeigte die Qualität und Struktur des Bodens und bestätigte, daß das Land durchaus geeignet war.

Der größte Teil der etwa 400 Kilometer großen Ebene, welche sich südlich von Kilossa und der Mkattasteppe ausdehnt, weist denselben wunderbaren Boden auf.

Zu oberst eine ein viertel bis ein halb Meter tiefe Humusschicht mit sandigem Lehmboden, der in der Tiefe in lehmigen Sand und noch tiefer allmählich in reinen Schwemmsand übergeht. Bei drei bis vier Meter Tiefe quillt meist schon das Grundwasser.

Besser konnte man es gar nicht wünschen, so weit der Boden in Betracht kam. Einzig unbestimmt waren, allerdings die Hauptsache, die klimatischen und Regenverhältnisse, über welche damals noch keine zuverlässlichen Angaben erhältlich waren. Wären diese ebenso günstig, so wäre die Gegend in der Tat für Baumwolle ideal. Dies ist aber, wie sich später zeigte, nicht der Fall.

Das war also das Feld unserer neuen Tätigkeit; nun konnte es losgehen.

Schon am nächsten Morgen stellten sich etwa 140 Arbeiter, um die Rodung, das Niederlegen des Waldes zu beginnen. Das war allerdings keine leichte Arbeit. Der Busch war so dicht, daß man keinen Schritt vor sich sehen konnte und undurchdringlich mit Dornengestrüpp kreuz und quer durchwachsen, wie es der Neger nicht liebt, so daß man stellenweise kaum auf allen Vieren kriechend sich hindurchwinden konnte.

Der barfußgehende und wenig bekleidete Neger arbeitet natürlich ungern zwischen Dornen, die seinen Körper fortwährend in der empfindlichsten Weise zerstechen. Doch da es sich in erster Linie darum handelte, ein paar Hektare freizulegen, um für unsere Arbeiter und uns selbst Unterkunftshütten zu bauen; war es ihnen selbst darum zu tun, daß die Arbeit voranging.

In wenigen Tagen war ein genügend großer Platz freigelegt. Bis dahin hatten sich die Leute unter zusammengesteckten Ästen und Zweigen notdürftig bei Nacht geschützt.

Da es zu Ende der trockenen Jahreszeit war, wo das zwischen den Bäumen wachsende, über mannshohe Gras trocken ist, konnte das meiste gleich zusammengebrannt und sofort mit Herstellung provisorischer Hütten begonnen werden.

Das Erbauen von Wohnstätten für den Neger ist höchst

Aufräumungsarbeiten nach dem Brennen.

Die erste Furche in Innerafrika mit dem Dampfpflug (3-Scharpflug).

einfach. Am liebsten besorgt das jeder für sich selbst, wie er es in seiner Heimat gewöhnt ist.

Eine Anzahl Pfähle, die sich oben gabeln, werden im Viereck oder auch im Kreise in den Boden gesteckt, andere Pfähle oben über die Gabelungen quer herüber gelegt, darüber ein Dachgestell aus zusammengebundenen geraden Ästen, dann alles mit kreuz und quer gehendem Flechtwerk aus Schlingpflanzen verbunden und mit Gras überdeckt, ebenso die Zwischenräume in den Seitenwänden der Hütte mit langem Gras ausgefüllt und „fertig ist die Laube".

In einer solchen Hütte wohnen vier bis sechs Mann oder ein bis zwei Familien. Wenn diese zusammenhelfen, ist sie in zwei Tagen fertiggestellt. Das war natürlich nur eine provisorische Unterkunft für die bevorstehende Regenzeit.

Später, als das Gelände besser übersehen werden konnte, wurde auf einem geeigneten Platz für die Leute ein richtiges Arbeiterdorf hergestellt. Wir Europäer bewohnten in den ersten Wochen ein kleines für Gäste bestimmtes Häuschen bei der Boma, das von der Nebenstelle zur Verfügung gestellt wurde, und Zelte, bis auch für uns provisorische Wohnstätten, Grashäuser und Wellblechbaracken hergestellt waren.

Der eine der beiden Kulturingenieure erkrankte leider schon in den ersten Tagen schwer an Malaria und Dysenterie und mußte von seinem Bruder in einer Sänfte nach Daressalam zurückgebracht werden, ins Krankenhaus. Obgleich er dort bald genas, hatten doch beide durch diese Erkrankung den Mut verloren, nach Kilossa zurückzukehren und traten aus dem Dienste aus.

So blieb ich denn vorerst allein nur mit dem griechischen Assistenten, bis die bereits erwähnten beiden deutschen Beamten im Laufe von drei Monaten eintreffen konnten. Die

Arbeiten gingen trotzdem rüstig voran. Die Arbeiterzahl war bald auf 300 gestiegen.

Nicht leicht war die Orientierung im unbekannten Gelände. Grenzen waren noch nicht bestimmt. Es stand bisher nur fest, daß die Plantage in der Nähe von Kilossa und des Mkondokwaflusses angelegt werden sollte.

Das war aber ein sehr dehnbarer Begriff. Und bald fanden wir, daß dem ganzen Fluß entlang bereits einzelne verzettelte Negerniederlassungen festsaßen, welche Keile in das Gelände bildeten und die beabsichtigte Grenze zerstückelten.

Das übrige war alles so mit Wald und Dornbusch durchwachsen, daß man nirgends hinausschauen konnte, um einen Überblick zu erhalten.

Spezialkarten gab es nicht. Ebensowenig Wege, um das in Frage kommende Gelände durchstreifen und untersuchen zu können.

Die einzige Möglichkeit, sich zu orientieren, war, die umliegenden Berge zu ersteigen, um einen Überblick zu gewinnen. Aber das war auch nicht so einfach. Die Berge waren von Schluchten und Tälern zerklüftet; nur mühsam waren sie zu erklettern, indem von Meter zu Meter mit Buschmessern ein Weg durch die undurchdringlichen Dornen gehauen wurde, um nach tagelangem Abmühen oben angelangt, womöglich zu finden, daß andere von unten nicht sichtbare Berge vorgelagert waren oder die üppige Vegetation und die Menge der Bäume auch dort den Ausblick versperrte, außer wenn man die höchsten Bäume erkletterte.

So verging lange Zeit, ehe man im Gelände genügend orientiert war, um einen festen Plan entwerfen zu können und bis ein geeigneter Hügel für Erbauung der Wohnhäuser, des Wirtschaftshofes und der Arbeiterdörfer gefunden war.

Daß die Ansiedlung unbedingt auf einen Berg verlegt

werden mußte, stand bald fest; denn die Ebene erwies sich als zu ungesund. Der durch Krankheiten bedingte fortwährende Personalwechsel unter unsern Europäern und Farbigen erschwerte den Betrieb sehr. Die Arbeit durfte aber keine Stockung erleiden.

Rodearbeiten.

In wenigen Wochen, noch vor Beginn der Regenzeit war bereits soviel gerodet und umgegraben, daß in der ersten Pflanzperiode etwa 40 Hektare mit Baumwolle bepflanzt werden konnten. Weitere 100 Hektare waren in Vorbereitung, um für Bestellung durch den erwarteten Dampfpflug fertiggestellt zu werden.

Das Ausroden des Waldes für Dampfpflugkultur war eine mächtige Arbeit; denn die sonst übliche Methode im Urwald, daß man die Bäume einfach in Meterhöhe umhaut, ein paar Monate liegen läßt, mit Hilfe des trockenen Grases dazwischen abbrennt, konnte hier nicht angewandt werden; denn zwischen den im Boden bleibenden Baumstümpfen und Wurzeln und herumliegenden großen Stämmen kann ein Dampfpflug unmöglich arbeiten.

Für diesen war es nötig, alle Büsche und auch die größten Bäume mitsamt den Wurzeln auszugraben, in Stücke zu hauen, aufzuhäufen und das Land, was man heißt, vollständig wurzelrein zu klären.

Diese Methode forderte bei den vielen zu bewältigenden Waldriesen mit ihren oft über meterdicken Wurzeln eine enorme Arbeitsleistung, die fünf- bis sechsfach größer war als bei der sonst üblichen Methode des einfachen Fällens und Abbrennens.

Waldbäume mit einem Umfang von 5—6 Metern waren keine Seltenheit; Affenbrotbäume hatten oft noch mehr; der

größte, den wir hatten, besaß 29 Meter Umfang. Solche auszuroden, kostete gewaltige Anstrengung.

Erst nach einigen Jahren, nach dem in dieser Weise genügend Land vorbereitet war, um die Leistungsfähigkeit des Dampfpfluges voll auszunützen, wozu etwa 500—600 Hektare gehören, konnten wir zu der einfacheren und billigeren Methode übergehen.

Da der Dampfpflug mit der Bearbeitung der wurzelrein gerodeten ersten 500—600 Hektare genügend zu tun hatte, wurden nun die weiteren Felder einige Jahre mit Hackarbeit unter Kultur genommen. Unterdessen verrotteten die Wurzelstumpen; andere werden durch Anlegen von Feuer ausgebrannt, sobald sie genügend trocken sind. Ganz große Bäume werden überhaupt nicht mehr gefällt, sondern durch große Feuer, die um sie herum gelegt und mehrere Tage unterhalten werden, zum Absterben gebracht, bis sie trocken genug sind, um ganz ausgebrannt zu werden.

Wenn dann nach einigen Jahren diese Felder mit dem Dampfpflug bearbeitet werden, findet er nicht mehr so viele Hindernisse.

Arbeitsmethoden und Negerart.

Das Roden des Waldes ist übrigens eine schöne und unterhaltende Arbeit, für den Neger die liebste, die er leistet. Sie wird am besten folgendermaßen organisiert: Ein Trupp Neger geht voraus mit Buschmessern, der das hohe Gras und Dorngebüsch niederzuhacken hat. Ein zweiter Trupp hinterher, gräbt die Wurzeln der kleineren Bäume und des Gebüsches aus, denn sonst würde es in wenigen Wochen nachwachsen. Ihm folgt ein dritter Trupp, welcher die großen Bäume mit Wurzeln ausgräbt und niederlegt und endlich ein vierter, der die umgelegten Bäume in Stücke hackt und aufhäuft. Gleichzeitig wird dann auch das Holz

für die Dampfmaschinen zerkleinert und feuersicher aufgestapelt.

Das Ganze geht immer unter Gesang im Takt vor sich. Der Neger arbeitet am besten, wenn er einen rechten Radau machen und fröhlich sein kann. Bei jeder Truppe ist stets ein Vorsänger, welcher in selbstgemachten Versen eine Art Schnadahüpfel vorsingt, die andern fallen im Chor beim Refrain ein und hacken im Takt. Dabei geht die Arbeit am sichersten und raschesten voran, weil jeder gleichmäßig mittut. Ein guter Vorsänger ist sehr gesucht und gut bezahlt; denn je besser er es versteht, seine Leute in Fröhlichkeit und Stimmung zu erhalten, um so fixer geht die Arbeit voran, während, wenn man von weitem keinen Lärm hört, man auch sicher sein kann, daß die Leute unlustig sind, oder unter einem schattigen Baume faulenzen. Der Text des Gesanges ist meist ein mit Witzen untermischtes Loblied auf den aufsichtführenden Europäer — (wenn er unbeliebt oder ein Neuling ist, der die Sprache nicht versteht, auch das Gegenteil) — und auf die anderen Beamten und Leitung der Pflanzung, oder er bezieht sich auf ihre große Arbeitsleistung und die verdiente höhere Löhnung, reichliches Essen oder „Wein, Weib und Gesang", wie überall.

Bei solcher Taktarbeit können die Neger von einer erstaunlichen Ausdauer und Leistungsfähigkeit sein. Der Vorsänger arbeitet in der Regel mit und wirft oft zwischen jedem Takt seine Axt wie ein Jongleur in die Höhe, fängt sie wieder auf und versetzt noch im Takt dem Baum einen Axthieb, zur Belustigung und Anregung für die andern. Der Neger arbeitet überhaupt nur, wenn er heiter und frohen Mutes ist. Man ist geneigt, einzuwenden, daß bei dieser Methode eine große Kraftverschwendung stattfindet. Bis zu einem gewissen Grade, ja. Aber dieselbe wird durch den Rhythmus der Arbeit und den suggerierten Frohsinn aufge-

hoben, in welchem der Neger unermüdlich ist. Es gehört nicht viel dazu, ihn in solche Stimmung zu versetzen, und dies ist auch der beste Weg, den von Natur faulen Neger zur Arbeit zu erziehen, indem man sie für ihn unterhaltend gestaltet. Das Geheimnis des Erfolges besteht darin, den Neger spielend in die Arbeit einzuführen. Er muß sich auf sie freuen und sie gewissermaßen als eine Art „Ngoma" (Tanzspiel) ansehen, so daß er morgens schon johlend zur Arbeit kommt. Er darf die Arbeit niemals als Zwang betrachten. Wie der Neger unter Trommeln und Gesang ganze Nächte unausgesetzt tanzt, ohne Ermüdung zu fühlen, so ist er ebenso unermüdlich, wenn er unter rhythmischen Bewegungen und heiteren Gesängen bei der Arbeit in eine Art Verzückung gerät und den ganzen Tag vergnügt ist.

Oft konnte ich beim Heranreiten zu einer Abteilung von weitem beobachten, daß kein rechter Zug in der Arbeit war. Das liegt meist am aufsichtführenden Europäer, wenn er gerade nicht gut aufgelegt ist, und es nicht mit den Negern versteht, oder wenn er ein Neuling ist. Ein Auszanken der Arbeiter war dann zwecklos, verschlimmerte höchstens ihre Unlust. Es genügte meistens, einige der besseren Arbeiter anzureden und ein paar derbe Witze zu reißen, und schon begann ein Johlen und Halloh, und die Leute hieben auf ihre Arbeit ein, wie besessen.

Überhaupt, wenn man den Neger zu behandeln weiß, streng, konsequent, gerecht und wieder jovial und freundlich und gut für seine leiblichen Bedürfnisse sorgt, so ist alles aus ihm herauszuholen, auch hohe Arbeitsleistung, viel eher als durch hohen Lohn, den er noch nicht zu schätzen gelernt hat. Der Neger lebt noch in dem glücklichen Zustand: S'ist mir alles, alles eins, ob ich Geld hab' oder keins.

Sehr belebend wirkt es auf den guten Willen des Negers, wenn man ihm ab und zu ein kleines unverdientes Geschenk

macht: Mit ein paar Zigaretten kann man Erstaunliches erreichen. Es ist nicht einmal etwa nötig, jedem eine Zigarette zu schenken. Man gibt ab und zu eine oder ein paar heraus. Der Empfänger zündet eine an, tut ein paar Züge, während die anderen ihm zuschauen; dann gibt er sie weiter; der nächste tut ein paar Züge und gibt sie dem dritten, und so machen die Zigaretten die Runde, bis sie aufgeraucht sind. Dann kommt das Kommando zum Weiterarbeiten, womöglich mit einem Scherz, und die Kerle nehmen die Arbeit auf mit einer Wonne, als ob sie Berge einreißen wollten.

Das richtige systematische Einhalten von kurzen Arbeitspausen ist ebenfalls eine zweckmäßige Kunst. Da die meiste Arbeit unter Gesang im Rhythmus geleistet wird, darf keiner selbständig Pause machen. Die andern achten selbst darauf, daß es keiner tut. In gewissen Zeiträumen muß vom Aufsichtsführenden die Pause kommandiert werden. Ein geübter Vorsänger läßt sie auch von sich aus automatisch eintreten, indem er zu singen aufhört. Nach dem letzten Takt erfolgt kein Schlag mehr. Umgekehrt, wenn er nach einigen Minuten wieder zu singen beginnt, fallen die Leute, nach kurzem Vortakt wieder ein.

Auf diese Weise werden die Neger buchstäblich spielend in die Kunst tüchtiger Arbeitsleistung eingeführt. Mit wohlgeschulten Leuten ist es bald eine wahre Freude zu arbeiten.

Im Anfang jedoch ist mit denselben oft absolut nichts anzufangen. Man muß ihnen jeden Handgriff beibringen, und sie stellen sich oft mit geradezu unverständlichem Unverstand an. Gibt man ihnen eine Hacke zur Arbeit, so kommt es vor, daß sie den Stiel am Griffende zuspitzen, die Hacke (also das Eisen) in die Hand nehmen und mit dem zugespitzten Stiel im Boden herumstochern, wie sie es in ihrer Heimat mit zugespitzten Pfählen gewöhnt sind, um

eßbare Wurzeln auszugraben. Das heißen sie dann „kulima" (hacken).

Unvergeßlich bleibt mir eine Antwort, die mein griechischer Assistent in den ersten Tagen unserer Arbeit in Kilossa gab. Ich war unzufrieden mit der geringen Arbeitsleistung, die er mit seiner Truppe Negern zu Wege gebracht hatte und, da ich damals noch keine afrikanische Erfahrung hatte, hielt ich ihm die Arbeitsleistungen der Kulies in Indien als Beispiel vor. „Mais, monsieur le directeur" verteidigte er sich, „aux Indes vous aviez des hommes, des hommes très intelligents; mais ceux-ci, ils sont des singes, monsieur, ils sont des singes, des bêtes, des singes, des bêtes" wiederholte er mit wachsendem Pathos ein dutzendmal, damit ich es auch richtig verstehen sollte.

Gleich nachher kam der Beweis, wie recht er hatte mit dem Affenvergleich. Während er sich noch ereiferte, hörte man vom Lager her das Trommeln des großen „Ngoma", das den Schluß der Tagesarbeit bestimmte.

Mit dem ersten Schlage ließ jeder Neger seine Axt, Hacke oder Buschmesser, das er in der Hand hatte, wo er gerade war, zur Erde fallen und rannte davon zum Empfang des „Posho", der täglichen Verpflegungsration.

„Regardez, monsieur le directeur, commes des singes, exactement comme des singes! Ils faitent seulement tomber leurs outils et ils s'en vont."

Das war Abend für Abend die Not mit den Leuten.

Es war nicht möglich, ihnen beizubringen, daß sie Abends das Handwerkszeug zurückzubringen hatten, das sie morgens erhalten hatten. Mit dem Trommelschlag ließen sie es einfach fallen mitten im Busch und liefen davon; bis wir es zur unerbittlichen Regel machten, daß keiner seine abendliche Ration Reis, Mehl, Bohnen usw. erhielt, ehe er das Werkzeug ablieferte.

Ausrodung des Waldes.
Vorn links: ein Mnyampara (Negeraufseher).

Mit Dampfpflug gepflügtes Neuland (Grasstoppeln).
Im Hintergrund von links nach rechts: Negerarbeiterdorf; Wirtschaftshof und Stallungen; Beamtenwohnungen.

Erst lange später waren die Leute soweit erzogen, daß man ihnen das Werkzeug auf ihre Arbeitskarte anschreiben konnte und sie es erst am Schluß des Monats vor dem Auszahlen abzuliefern brauchten.

Die geistige Stufe neuangekommener Arbeiter aus gewissen Gegenden des Inneren, die noch nie auf einer Plantage gearbeitet hatten, spottete oft jeder Beschreibung, so daß man sie nicht anders als tierisch bezeichnen konnte.

Später erstaunte ich dann ebenso über die rasche Entwicklungsfähigkeit des Negergehirns, sobald seine an sich nicht geringe natürliche Auffassungsgabe für höhere Gedanken geweckt wird.

Es dauert allerdings oft lange, bis der Mshenzi (Buschneger) die ersten Begriffe erfaßt; aber es handelt sich meist nur darum, daß er einmal etwas ihm Neues, Wesensfremdes richtig erfaßt; dann geht der Fortschritt rasch voran, und in wenigen Monaten ist ein brauchbarer Mensch und Arbeiter aus ihm zu machen, an dem man seine helle Freude haben kann.

Wir hatten zuletzt manchen Arbeiter draußen, der als Vorbild mehr wert war als zwanzig andere zusammen. Aber im Anfang ist man oft tatsächlich selbst zu dumm, um die Dummheit des noch rohen Negers zu begreifen.

Pflanzfertig.

Wenn nun in der unter Rodearbeiten beschriebenen Weise ein Wald niedergelegt ist, bleibt alles einige Wochen oder Monate liegen, bis es genügend ausgetrocknet ist, um abgebrannt zu werden.

Wertvolles Bauholz wird gesichert und, soweit wir es für eigene Bauten verwenden könnnen, zersägt und weggeschafft.

Es ist manch wertvolles Hartholz dabei, das in Deutschland sehr geschätzt und gut bezahlt würde. Jedoch die Transportschwierigkeiten sind so groß und die Kosten so enorm, daß es nur mit Verlust auf den Markt gebracht werden könnte. So wird alles, was nicht im eigenen Betrieb verwendet oder sicher aufgestapelt werden kann, weggeräumt und verbrannt.

An einem geeigneten Tag wird bei gutem Wind der niedergelegte Wald abgebrannt. Oft mehrere 100 Hektare an einem Tage, was eines der großartigsten Schauspiele abgibt, die man in den Tropen zu sehen bekommt.

Vor dem gewaltigen Feuer wird oft allerhand Wild und Raubzeug aus dem Dickicht flüchtig, auf das natürlich Jagd gemacht wird, und das eine willkommene Beute abgibt.

Meist bleibt nach dem Feuer noch eine Menge Arbeit übrig; viele größere ungenügend trockene Stämme bleiben unversehrt und müssen nochmals zusammengehackt und verbrannt werden. Man muß froh sein, wenn man das Land vor der Regenzeit rein bekommt.

Kaum beginnen die Regen einzusetzen, so entwickelt sich ein gewaltiges Wachstum in der Vegetation.

In sechs Wochen schießt auf dem vorher völlig reinen Land das Gras zu einer Höhe von 3—5 Metern auf, wovon die Abbildung einen Begriff geben kann. Das muß dann in mühevoller Arbeit ausgehackt und in Reihen gelegt werden, — verbrennen kann man es in der Regel während der Regenzeit nicht, — ehe das Land bepflanzt werden kann, was sofort geschehen muß, weil das Gras in kürzester Zeit nachwächst.

Erste Wohnstätten.

Wie früher erwähnt, wurden die Rodearbeiten am Fuß der Berge im flachen Alluvialland, auf dem ein überaus üppiges Pflanzenwachstum zu beobachten war, begonnen und das erste einstweilige Arbeiterdorf dort erstellt. Es war dies notwendig des Zuganges wegen von der Straße Kilossa—Iringa, vor allem aber, um eine größere Fläche für Baumwolle geeigneten Geländes vorzubereiten. Auch nahm die Orientierung über entfernter gelegenes Gelände, wie ebenfalls bereits beschrieben, viel Zeit in Anspruch, während welcher gearbeitet werden mußte.

Bald jedoch machten wir die üble Erfahrung, daß das Flachland infolge vieler Sümpfe und Tümpel ungesund war. Unser europäisches Aufsichtspersonal und die schwarzen Arbeiter lagen oft an Malaria und Dysenterie darnieder.

Deshalb beschlossen wir, sobald eine genügend große Fläche in der Ebene vorbereitet war, um einen ansehnlichen Versuch mit Baumwolle machen zu können, einen schmalen Streifen den Berg hinan zu roden, wo günstigere Wohnstätten für das Arbeiterdorf, den Wirtschaftshof und noch höher für die Beamtenwohnungen ausersehen waren.

Dadurch kamen wir allmählich von der belebten Straße ab in Busch und Waldgegend. Dort entstand bald ein ganz ansehnliches Arbeiterdorf, da die Zahl unserer Arbeiter zunahm und wir nun über ihrer mehr als 500 verfügten.

Im neuen Arbeiterdorf wurden mit Maß und Richtschnur Wege und Zwischenräume für die einzelnen Häuser abgesteckt. Bald bekam die Niederlassung ein ordentliches Ansehen, nicht ohne manche Not mit den Negern, die so ganz und gar keinen Sinn für Ordnung und Richtung hatten und mit Vorliebe Häuser mitten über den Weg bauen woll-

ten, am liebsten in der Größe und Höhe von Hundehütten statt ordentlicher Wohnräume.

Oberhalb des Arbeiterdorfes wurde eine Markthalle errichtet, in welcher die Anwohner der Umgegend allerhand Lebensmittel und Gegenstände zum Verkauf anboten und eine Schlächterei, in welcher für die Fleischversorgung der Leute täglich Ochsen und Ziegen geschlachtet wurden; ein Warenlager, durch welches neben allerhand Vorräten, Kleiderstoffen für die Schwarzen, auch Bedarfsgegenstände, Büchsenkonserven, Lebensmittel und Getränke für unser europäisches Personal beschafft wurde. Ein Gerätehaus, Magazine, Bürogebäude, Viehkraal und Reittierstall vervollständigten den Wirtschaftshof.

Das Büro und das Gerätehaus wurde aus dem, von Daressalam mitgebrachten Bauholz und Wellblech errichtet; alle anderen Häuser vorerst nur aus Buschhölzern, kleinen Stämmchen und Gras, ähnlich besseren Negerhütten, bis sie im Laufe der Zeit eines um das andere durch solidere Gebäude ersetzt werden konnten.

Noch höher am Berge in gesunder, windiger, freier Lage wurden die Wohnhäuser für das europäische Personal erstellt. Anfangs ebenfalls aus demselben allein zu beschaffendem Material, jedoch geräumig und luftig. Man kann auch ein Grashaus ganz hübsch und wohnlich einrichten; es hat den Vorzug, daß es bei Kälte warm und bei Hitze kühl hält. Nur die Insekten- und Rattenplage ist groß.

Da solide Wohnhäuser wegen der großen Transportkosten des Rohmaterials sehr teuer zu stehen kamen, behalfen wir uns die ersten Jahre, bis der Bau der Eisenbahn diese Schwierigkeit erleichterte. Vor allem galt es Baumwolle zu bauen, welche Erträge lieferte. Teure Wohnhäuser tragen keine Baumwolle.

Tierleben im Walde.

Je mehr wir von der sogenannten Karawanenstraße ab eine Lichtung in den Wald bahnten, um so häufiger kamen wir auch mit dem afrikanischen Tierleben in Berührung.

Für den einsamen Ansiedler gibt es wohl kein größeres Vergnügen, als sich eine kleine Menagerie anzulegen. Man hat dort auf jedes in der Heimat gewohnte Vergnügen zu verzichten. Verkehr hat man so gut wie keinen. Die paar Leute, die das Schicksal zusammenwirft, finden nicht immer anziehende Berührungspunkte. Man hat außer seiner sehr anstrengenden Arbeit keinerlei Vergnügen oder geistige Anregung; abends, wenn man nicht zu müde ist, allenfalls noch ein bis zwei Stunden Jagd; auch am Sonntag; sonst nur seine Arbeit. Da ist es natürlich, daß man sich mit dem vielgestaltigen Tierleben befaßt. Man gibt sich mit den Tieren ab, gewinnt sie lieb und sammelt allerhand Viehzeug um sich herum.

Jung eingefangene Tierchen, die man beim Roden jeden Tag bekommt, zieht man auf und hat ein herzerfreuendes Vergnügen, wenn sie zahm und zutraulich werden.

Überaus interessant ist das Beobachten der Tierseele; man macht da überraschende Entdeckungen und findet, daß häufig Tiere ein und derselben Gattung durchaus individuell und verschieden in ihrer Natur sind.

Am meisten findet man das bei sogenannten höheren Tieren. Hundsaffen (Paviane) z. B. haben ganz verschiedene Veranlagung; ich möchte fast sagen individuell wie Menschen; Meerkatzen schon weniger. Diese sind auch weniger gelehrig.

Wer sich darauf verlegt, lebende Tiere zu halten, bekommt alles mögliche zusammen. Die Schwarzen bringen sie von allen Seiten her für ein paar Heller: kleine und

große Antilopen in Dutzenden verschiedener Arten, Zebra, Wildschweine, Affen aller Art, Schleichkatzen, Nachtäffchen, Meerkatzen, Paviane, Lemuren und Maki, Ichneumons, Zibetwölfe, Wildhunde, Marder, selbst Leoparden und Löwen. Der bekannte Jäger Schomburgk hatte sogar einen jungen Elefanten, der monatelang in Daressalam herumtrollte; dann Krokodile, große und kleine Schildkröten, Chamäleone, natürlich auch alle Arten von Papageien, Wald-, Feld- und Perlhühner, Marabus, Wildenten, Wildgänse und andere Vögel in großer Verschiedenheit.

Dem Raubzeug stellt man mit Vorliebe nach. Die Raubtierjagd ist sehr zeitraubend. Dem Berufs- oder Sportjäger mag das Fallenstellen als etwas Minderwertiges erscheinen; der tätige Pflanzer kann sich nicht die Zeit zur Raubtierjagd nehmen, wie Sportjäger, und bekommt Löwen und Leoparden in freier Wildbahn selten zu Gesicht. Ihm muß das — zu Unrecht verpönte — Fallenstellen Ersatz bieten. Darüber im zweiten Band mehr.

Größere Bestien werden oft nicht ohne Gefahr erlegt, junge Tiere lebend befreit und aufgezogen, wenn sie nicht zu sehr verletzt sind.

Hauptsächlich in der ersten Zeit in Kilossa, solange die Tiere noch nicht vergrämt waren, hatte man täglich Gelegenheit, das Tierleben zu beobachten.

In nächster Nähe von Kilossa und unserer Pflanzung tummelten sich eine Anzahl Antilopen herum, die allmählich jede Scheu verloren hatten. Jeder von uns kannte sie und hatte seine Freude an ihnen. Kein Mensch tat ihnen etwas zu leid.

Am Scheibenstand in Kilossa, wo die Askari Schießübungen machten, trieben sich einige Ducker und Schopfantilopen herum, selbst während des Schießens, und waren ganz zutraulich.

Mein besonderer Freund war ein prachtvoller Buschbock, der in einem kleinen, etwa hektargroßen Buschwäldchen, an dem ich auf dem Wege nach Kilossa stets vorüberkam, sein Heim aufgeschlagen hatte. Er pflegte vor dem Wäldchen im offenen Felde zu äsen. Wenn ich vorbeiritt, schaute er mir stolz aufgerichtet zu, ließ mich auf 30—40 Schritt herankommen; dann begab er sich stolz erhobenen Hauptes majestätisch und langsam in das Wäldchen und schaute mir nach; nachher kam er wieder heraus. Wir hätten ihn hundertmal schießen können. Es wäre ein Mord gewesen.

Eines Tages kam ein Herr von Daressalam in Geschäften auf acht Tage nach Kilossa. Ein großer Jäger vor dem Herrn, sandte er uns jeden Tag Wildpret; eine Höflichkeit seinen Kunden gegenüber. Nachdem er wieder abgereist war, entdeckten wir, daß er alle unsere halbzahmen Böckchen niedergeknallt hatte, auch meinen guten Freund den Buschbock. Das tat weh!

Die im letzten Kapitel erwähnten Baustätten waren mitten im Walde angelegt worden, ein bis zwei Kilometer entfernt von unserem ersten Lagerplatz an der Straße, nur durch einen Streifen gerodeten Landes mit ihm verbunden.

Wenn wir morgens, noch ehe es richtig Tag wurde, nach den Bauplätzen zurückkehrten, konnte man viele Spuren von Tieren finden, die sich über Nacht die ungewohnte Neuerung angesehen hatten. Eine Menge Antilopenspuren jeder Größe, auch Büffel und selbst Elefanten, ab und zu auch großes Raubzeug. Die Elefanten schienen mit besonderem Interesse die Fortschritte der Arbeiten zu besichtigen. Man fand ihre mächtigen, tief eingedrückten Spuren von 30 bis 40 cm im Durchmesser überall. Ob diese Veteranen eines längst vergangenen Zeitalters wohl eine Ahnung davon hatten, daß diese Arbeiten die Morgenröte einer neuen Zeit

für Afrika bedeuten?! Daß sie durch die neue Kultur zwar in ihrer Freizügigkeit beschränkt, dafür aber durch Jagdgesetze geschützt und vor unbeschränkter Vernichtung bewahrt werden sollten? Und daß der neue Mensch, der nicht wie der bisherige schwarz und nackt war und vergiftete Pfeile heranflitzte, beabsichtigte, die afrikanischen Riesendickhäuter zu Haustieren, zu Freunden und Arbeitsgenossen zu erziehen, die ihre indischen Brüder schon seit Jahrtausenden waren?

Noch zwei Jahre später, als schon über 5 Quadratkilometer Land unter Kultur war und die Dampfpflugmaschinen im Felde standen, pflegte ein Elefanteneinzelgänger — der Spur nach ein ganz gewaltiger Riese — wochenlang von Zeit zu Zeit bei Nacht aus dem Walde heraus auf die Maschine zuzupilgern, sie von allen Seiten aus nächster Nähe zu besichtigen, dann ebenso den großen Pflug, dann auch die 400 Meter entferntstehende zweite Maschine und dort seine Untersuchungen zu wiederholen. Kam er an das Drahtseil, das den Pflug zwischen den beiden Maschinen hin und her zieht, so pflegte er vorsichtig mit großen Schritten darüber hinweg zu schreiten. Was er sich wohl bei diesen Vorgängen dachte? Da waren zwei merkwürdig aussehende Tiere, die noch größer waren, als er. Den Rüssel (Rauchfang) streckten sie nach oben. Sie mußten lebendig sein, denn jeden Tag hatten sie sich vorwärts bewegt, Spuren hinterlassend, wie von mächtigen Schlangen. Sie waren wohl nur bei Tag lebendig, denn wenn er nachts kam, rührten sie sich nicht. Oder schliefen sie? Vielleicht rühren sie sich, wenn man sie anfaßt? — Nein, sie sind kalt! — Sonderbar, ganz sonderbar! So etwas war ihm in seinem dreihundertjährigen Leben noch nicht vorgekommen!

Man konnte den Spuren fast ansehen, wie der Elefant mit dem Rüssel an den Maschinen herumgriff, ihn, vom kalten Eisen überrascht, zurückzog und dann kopfschüttelnd,

Zwei Neger mit erlegtem großen Hundsaffen (Pavian).

Transport der 80-PS.-Lanzlokomobile vermittelst vorgelegter Schienen.
Dahinter zweijährige Kautschukpflanzen (Manihot Glaziovii).

seine riesigen Ohrenlappen hin- und herklappend, von dannen ging.

Wir versuchten öfter, ihn zu Gesicht zu bekommen; da blieb er aber weg. Die schwarzen Heizer, die die Maschine jeden Morgen vor 4 Uhr anheizen mußten, behaupteten, ihn gesehen zu haben. Beschädigt hat er nichts an den Maschinen.

Hyänen waren fast jede Nacht auf den Bauplätzen gewesen, um sie nach eßbaren Abfällen zu durchsuchen. —

Eines Morgens, als ich sehr früh — der Tag begann kaum zu grauen — vor den Arbeitern her durch die freigelegte Lichtung nach dem Bauplatz ritt, brach plötzlich eine große Rappantilope links aus dem Wald hervor, kaum 30 Meter entfernt, jagte zwischen den aufgeschichteten Haufen zusammengehauenen Buschwerks hindurch; hinter ihr her einige Wildhunde; in der Größe kräftiger Schäferhunde mit mächtigen Hyänenstehohren. Weitere folgten. Einige stutzten, drehten sich rasch nach mir und dem schneeweißen „Trompeter" (meinem Maskatesel) und den in größerer Anzahl folgenden Arbeitern um, schauten uns mit giftigen, mordgierigen Blicken angriffslustig an, noch mehr Hunde folgten und rasten vorbei, der Antilope nach, etwa 25—30, die Stehengebliebenen mit kurzem kläffendem wuffh, wuffh! hinter den anderen her. In weniger als einer Minute war das ganze grausige Bild rechts gegenüber verschwunden.

Arme, schöne Antilope, du Bild der Schönheit und der Kraft! Die gierigen Bestien werden dich verfolgen, bis es einer gelingt zuzufassen. Dann fallen alle über dich her; jede reißt ein Stück heraus. Bei lebendigem Leib zerren sie dich in Stücke, die sie gierig verschlingen, bis die letzten deine blutigen Knochen nach verschiedenen Richtungen forttragen! — Das ist auch afrikanisches Tierleben!

Es ist auch ein Bild des Kolonialkrieges. Ungezählte

Wildhunde fallen über unsere friedlichen Kolonien her, die mit Weisheit in Kraft und Schönheit aufgebaut werden sollten und wollen sie in Stücke reißen und verschlingen.

In großen Scharen trieben sich Affen in jenen Wäldern herum, verschiedene Arten Meerkatzen und Paviane — letztere naturgeschichtlich unrichtig dort allgemein „Hundsaffen" genannt — wegen ihrer hundeartigen langen Schnauze und bellenden Laute.

Sie zogen in Herden von vielen Hunderten in den Wäldern umher, richteten großen Schaden in den Mais- und Bohnenfeldern der Eingeborenen an, und später auch in unseren Baumwoll- und Gummipflanzungen, und wurden deshalb eifrig verfolgt.

In hellen Nächten waren sie häufig auf den Bauplätzen und machten in den unfertigen noch nicht bewohnten Häusern Turnübungen durch die Fenster ein und aus.

Eines Tages, am höchstgelegenen Bauplatz, der eine Fernsicht über das ganze Plantagengelände der Ebene bot, und wo eine Wellblechbaracke für mich als Wohnhaus errichtet wurde, zog eine solche Herde an uns vorüber.

Es waren Tiere jeden Alters und jeder Größe dabei, bis zu 1,45 m von Kopf zur Fußsole gemessen, welche ein Gewicht von über einem Zentner erreichten.

Damals kannten sie in der Kilossagegend die Schußwaffen anscheinend noch nicht und waren unheimlich frech. Es kam wiederholt vor, daß sie den Angreifer annahmen; das war nicht ungefährlich, da sie über große Stärke verfügen. Die Eckzähne alter Männchen übertreffen die von Leoparden an Größe und Schärfe. Bei Weibchen sind die Eckzähne nicht so ausgebildet; ihr Gebiß hat viel mehr Menschenähnlichkeit.

Die Eck- oder Reißzähne scheinen diesen Tieren als Ver-

teidigungswaffen zu dienen, oder auch um Nüsse und hartschalige Waldfrüchte zu spalten; jedoch konnte ich niemals beobachten, daß in Freiheit lebende Hundsaffen Fleischnahrung von warmblütigen Tieren zu sich genommen hätten. Ich habe im Laufe von acht Jahren wohl an die tausend Hundsaffen erlegt und zu Zwecken der Wissenschaft hunderten den Magen- und Darminhalt untersucht. In nicht einem Fall konnte ich tierische Überreste darin finden, außer in seltenen Fällen und geringen Mengen von Schmetterlingen und Insekten, auch nicht von jungen Vögeln, die sie oft in den Nestern finden müssen.

In der Gefangenschaft lassen sich Hundsaffen leicht an Fleischnahrung gewöhnen, wenn man ihnen Reis mit Fleisch kocht, so daß sie sich an den Geruch und Geschmack des Fleisches gewöhnen. Zahme Affen werden von Fleischnahrung bösartig und bissig. Sie kann ihnen auch gesundheitlich auf die Dauer nicht so gut bekommen, wie ihre natürliche, rein vegetabilische Nahrung.

Später, nachdem diese Affen die Wirkung der Schußwaffen kennengelernt hatten, beobachtete ich nie mehr, daß sie sich zur Wehr setzten; sondern sie stellten systematisch Wächter aus und rissen aus, so bald sie von weitem jemand mit einem Gewehr erblickten.

Oben erwähnter Herde folgte ich mit der Mauserbüchse in den Wald. Sie schienen nicht viel Notiz von mir zu nehmen, hielten aber doch eine Entfernung von 100 bis 200 Metern inne. Näher konnte ich nicht herankommen, während sie am Bauplatz fast zwischen unsern Leuten hindurchgezogen waren.

Endlich gelang es mir, auf einen der größten, der eine Mähne hatte, wie ein junger Löwe und eben einen dicken Baumstamm erklettern wollte, aus etwa 100 Meter Ent-

fernung einen Schuß abzugeben. Der saß. Mit einem Plumps kam der Affe herunter.

Ich brauchte ziemlich lange, bis ich durch das hohe Gras und Dornenunterholz herankommen konnte. Unterdessen hatte sich der alte Herr weggeschleppt, viel Schweiß hinterlassend auf der Spur, der ich mit einem Schwarzen folgte. Sie ging eine Schlucht hinunter, in der ich, von oben herab, den Affen sitzen sah. Die anderen waren anscheinend in der Nähe geblieben und verführten ein Mordsgekreisch; sehen konnte ich sie im meterhohen Grase nicht; auf den Bäumen waren keine mehr.

Als der alte Affe in der Schlucht mich oben stehen sah, brüllte er in tiefstem Baß: ho! ho! hooh! hooh! Sofort tönte in wütenden tiefen Tönen rings herum: wocho! wocho! wocho! näher und näher!

„Angalia, bwana, mkali sana", raunte mir der Schwarze zu mit dem Speer in der Hand, „nimm dich in Acht, Herr, sie sind sehr böse."

Na, so schlimm konnte es nicht sein, denn der Schwarze riß nicht aus, wie sonst bei Gefahr.

Nun hörten wir sie im Halbkreis, dreißig Schritt von uns. Plötzlich brach ein großer Kerl hervor, den Kopf abgewendet, aber auf uns zukommend und ein zweiter und ein dritter. Die Situation wurde brenzlich. — Tack!

Der erste lag am Boden. Die andern stutzten. — Tack! — Ein zweiter Schuß auf den zweiten. Der saß nicht so gut.

Zwei andere Affen sprangen herbei, faßten den getroffenen unter den Armen und schleppten ihn weg.

Es war ein fast menschliches Bild, wie der verwundete pater familias seine Arme über die Rücken der hilfeleistenden legte. Ich konnte die Gruppe nicht weiter beobachten, denn noch öfter zeigten sich drohende Gestalten im hohen Gras. Ich knallte darauf los, was ich nur laden und wieder-

laden konnte. Mehrere lagen da oder schleppten sich weg, bis plötzlich die ganze Gesellschaft wie auf ein Zeichen die Flucht ergriff.

Nun wandte ich mich wieder dem Affen in der Schlucht zu; der saß immer noch da. Ich kletterte die Schlucht hinab und ging auf ihn zu.

„Mkali sana, bwana, mkali sana," rief mir der Schwarze zu. Der Affe schaute mich an und schnitt wütende Grimassen.

Als ich näher kam, entfernte er sich, zuerst langsam, dann immer schneller, schließlich in Sätzen, so daß ich fürchten mußte, ihn aus dem Gesicht zu verlieren, da er fast nicht mehr schweißte.

Ein weiterer Schuß saß schlecht, lähmte aber das Tier. Es war ziemlich rasch gerannt und mein Arm infolge des soeben Erlebten wohl nicht ganz sicher.

Wir kamen heran; der Schwarze machte dem Tier den Garaus mit dem Speer.

Auf die Schüsse hin waren vom Bauplatz einige Schwarze herangekommen. Vielleicht waren sie es gewesen, bei deren Anblick die große Herde die Flucht ergriff.

Die Schwarzen suchten sich die geschossenen Affen zusammen und trugen sie im Triumph davon. — Nicht alle Negerstämme essen Affenfleisch; diejenigen, die es essen, sind darauf erpicht.*)

Dampfpflugtransport.

Die Aussendung der Dampfpflüge von Heucke in Hausneindorf bei Magdeburg verzögerte sich lange, über ein halbes Jahr. Doch das schadete nichts, da wir mit der Vorbereitung des Landes genug zu tun hatten. Die Arbeit war schwieriger als vorauszusehen war.

*) Weiteres über das Treiben der Hundsaffen im Kapitel „Baumwolle."

Als endlich die Ankunft in Daressalam gemeldet wurde, zeigten sich bereits unerwartete Schwierigkeiten. Es wurde berichtet, die Eisenbahngesellschaft in Daressalam habe noch keine geeigneten Waggons, um die großen Stücke der Dampfmaschinen zu befördern. Auch sollten die Profile der Brücken, Durchlässe und Tunnels zu klein sein für die großen Kessel der Maschinen und die Rahmen der Pflüge.

Es vergingen Monate bis die Transporthindernisse beseitigt waren und die Maschinen von Daressalam nach Mrogoro, der damaligen Endstation der Eisenbahn, befördert werden konnten.

Von dort nach Kilossa waren es noch 100 Kilometer Steppe, Busch und Wald, ohne Wege und Straßen. Dazu waren mehrere Flüsse zu kreuzen, natürlich ohne Brücken.

Die für den Eisenbahntransport in Daressalam auseinandergenommenen Maschinenteile wurden in Mrogoro wieder zusammengesetzt, die Maschinen aufmontiert, um mit eigenem Dampf, die großen Pflüge, Dampfwalzen und Grubberegge hinter sich herziehend nach Kilossa gelangen zu können.

Dazu gehörten große Vorbereitungen über die ganze Strecke durch den Wald. Es mußten Wege, breit genug für die großen Lokomobilen, durchgehauen, Baumstumpen ausgegraben und die Wege einigermaßen geebnet werden.

Alle zwei Kilometer wurde im Walde eine Beuge Brennholz für die Maschinen aufgestapelt, an den Flüssen Böschungen ausgenommen und kleine Staudämme vorbereitet, damit die Maschinen möglichst trocken hindurch könnten.

Diese Vorbereitungen waren beendet, bis die Maschinen in Mrogoro aufmontiert waren, so daß sie gleich abfahren konnten.

Die Shenzies (Buschneger) in der Steppe begafften sich die großen Maschinen und den ganzen Apparat mit abergläubischem Staunen. Unsere Maschinisten machten sich manchen grausamen Spaß. So oft ihnen eine größere Lastenkarawane begegnete, ließen sie die Maschinen plötzlich Dampf abgeben und pfeifen, was sie konnten. Die ahnungslosen Shenzies warfen erschreckt ihre Lasten zu Boden und liefen nach allen Richtungen davon.

Bis Kilossa ging es verhältnismäßig glatt, da alles sorgfältig vorbereitet war. In sechs Wochen war die Strecke zurückgelegt, unter Schwierigkeiten, aber doch ohne ernstlichen Unfall. Aber nun kam noch das Schwierigste, das Kreuzen des Mkondokwaflusses, der dort etwa 60 Meter breit ist und zu jener Jahreszeit 80 cm tief Wasser führte.

Dieser Fluß liegt zwischen Kilossa und der Ottopflanzung. Er hatte nur eine rohe morsche Holzbrücke, welche für die schweren Maschinen viel zu schwach war, um benützt zu werden.

Zur Überfahrt wählten wir eine Stelle, wo der Fluß durch eine Insel in zwei Arme geteilt war. Erst wurde nun ein Arm abgedämmt, so daß das meiste Wasser durch den andern Arm floß, der Grund durch einen Knüppeldamm versteift und eine Maschine über den ersten Arm nach der Insel gefahren.

Dann verfuhren wir ebenso mit dem anderen Arm und gelangten ohne Unfall an das andere Ufer.

Schon glaubten wir das letzte Hindernis sei überwunden.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell."

Der Boden des ziemlich flachen Ufers war steinhart; wie es schien, keine Gefahr mehr zu befürchten. Kaum aber stieg die Maschine die flache Böschung hinan, als die Vorder-

räder sich einbuddelten und die Maschine plötzlich zu sinken begann. —

Der Boden hatte zwar eine meterdicke harte Kruste gehabt, darunter aber war reiner Schlamm.

Unterlegen von Eisenplatten und Holzklötzen half nichts mehr. Immer tiefer und tiefer, immer hoffnungsloser sank die Maschine in den Schlamm. — Das war eine Not! —

Jeden Tag konnte nun die Regenzeit hereinbrechen und der Fluß über seine Ufer austreten; dann wäre alles verloren gewesen!

Die Abbildung veranschaulicht, wie hoffnungslos die Maschine eingesunken war bis zum Kessel!

Mühsam versuchten wir mit Winden ein Rad um das andere hochzuwinden; dicke Baumstämme wurden herangeschafft und untergeschoben. Nacheinander verschwanden sie im Schlamm. Erst als neun oder zehn solcher Stämme versenkt waren, gelang es, die Maschine hoch zu rappeln und mit äußersten Vorsichtsmaßregeln weiter zu fahren, was endlich nach drei Tagen blutigen Schwitzens gelang.

Die Überfahrt der zweiten Maschine und der großen Pflüge gelang glatt, da die gefährlichen Stellen nun ganz mit Baumstämmen gepflastert wurden und die erste Maschine die zweite mit dem Drahtseil zu sich heranziehen konnte.

Am 3. Dezember 1908 war alles unversehrt auf der Plantage angelangt. Mein Chef in Stuttgart wurde telegraphisch benachrichtigt und schon am nächsten Tag erhielt ich seine Glückwunschdepesche, gerade in dem Augenblick, als der Dampfpflug die erste Furche zog.

Dies historische Ereignis der ersten Furche mit dem Dampfpflug in Inner-Afrika mußte natürlich auch photographisch verewigt werden.

Gott sei Dank, dachte ich, daß alles noch gut gegangen war.

Die hoffnungslos eingesunkene Dampfmaschine.

Hochwinden der im Schlamm versackten Dampfmaschine
und Unterlegen von Baumstämmen.

In Daressalam hatten sie mich vor Beginn des Transportes für total verrückt erklärt und gewettet, daß wir den Dampfpflug niemals mit eigenem Dampf nach Kilossa brächten.

Der Dampfpflug hat uns seither gute Dienste geleistet.

Der Hauptwert liegt nicht nur in der Urbarmachung des durch tausend Wurzeln durchzogenen jungfräulichen Urbodens, sondern auch in der großen Ersparnis an Arbeitern, gegenüber Hackarbeit.

Jeder gepflügte Hektar bedeutet eine Ersparnis von mindestens 200 Arbeitern, die überdies das Land mit der Hacke nicht ebenso tief lockern könnten.

Bald stellten sich freilich allerhand Mängel heraus.

Die Pflüge waren nach europäischem Muster für zivilisiertes Kulturland hergestellt und mußten trotz ihrer gewaltigen Dimensionen für unsere Verhältnisse noch viel stärker gebaut sein.

Bei den vielen an der Oberfläche unsichtbaren dicken Wurzeln, die den Boden durchzogen, gab es manchen Bruch an Pflugkörpern, und die Leistung beim erstmaligen Pflügen in Neuland überstieg selten $1^1/_2$—2 Hektare im Tag. Erst, wenn das Land mehrmals in verschiedenen Richtungen durchpflügt war und statt des starken und schweren Dreischarpfluges der leichtere Fünfscharpflug in Anwendung kommen konnte, wurden die Leistungen befriedigender.

Nach diesem leistet uns ein von Kemna in Breslau bezogener Neunscharpflug vorzügliche Dienste.

Eine kleine Feldschmiede wird stets mitgeführt, um etwaige Reparaturen sofort an Ort und Stelle ausführen zu können. Einige Neger haben sich hierzu und für die mechanische Bedienung ganz geschickt erwiesen.

Die Lieferanten von Maschinen nach Afrika scheinen leider ein ganz besonderes Geschick darin zu haben, von

Maschinenteilen, die niemals brechen, zwei bis drei Ersatzstücke mitzuschicken, aber von den Teilen, die brechen, ist meist kein Ersatzstück da.

Die Wasserversorgung geschieht mit Hilfe von zwei von Ochsen gezogenen Wasserwagen mit je 900 Liter Wasser, aushilfsweise auch mit Wasserlasteseln aus Brunnen, die über die ganze Plantage in Entfernungen von je 800 Metern angelegt sind. Geheizt werden die Maschinen mit Holz, das beim Roden mit geringen Kosten, den Kubikmeter zu 2 bis 3 Mark, gewonnen und feuersicher aufgestapelt wird.

Anläßlich der Anlage von Brunnen sei hier ein Erlebnis eingefügt, das ein weiteres Beispiel der Entwicklungsstufe des rohen Negerverstandes gibt.

Bei der in Afrika herrschenden großen Hitze ist die Wasserversorgung der Arbeiter eine wichtige Frage. Bei jeder Abteilung Arbeiter sind stets eine Anzahl Weiber oder minder brauchbare Männer, deren einzige Aufgabe es ist, Wasser für die Arbeiter herbeizuschaffen. Die Zug- und Lasttiere müsen ebenfalls regelmäßig getränkt werden; den größten Durst jedoch haben die Dampfmaschinen, die täglich mehrere tausend Liter Wasser verbrauchen.

Es wurde schon an früherer Stelle erwähnt, daß in dem ebenen Gelände in wenigen Metern Tiefe Grundwasser gefunden wurde; diese Tiefe wechselte zwischen zwei bis vierzehn Metern; in den meisten Fällen betrug sie drei bis vier Meter.

Um eine ständige leichte Übersicht über das urbar gemachte Gelände zu haben, und namentlich um die Arbeit des Dampfpfluges festsetzen und ausnützen zu können, wurde das unter Kultur gebrachte Gebiet in regelmäßige Vierecke von je 400 Metern Länge und Breite, also in Felder (Schläge) von 16 Hektaren eingeteilt.

Auf je 800 Meter Entfernung, meist am Schnittpunkt von vier Quadratecken wurden nun Brunnen aus Betonröhren mit abessinischen Pumpen angelegt, aus welchen das Wasser direkt in die Wasserwagen eingepumpt wurde.

Die Anlage solcher Brunnen war einfach. An der bestimmten Stelle wurde ein Kreis von 2—3 Metern Durchmesser abgesteckt und aus diesem die Erde mit Schaufeln und Hacken ausgehoben und über den Rand des Brunnenloches geworfen. Ging dies nicht mehr, so wurde ein Dreifußgestell mit Flaschenzug über dem Loch errichtet und die Erde vermittelst Körben oder Kisten heraufgezogen. Sobald Grundwasser gefunden war, wurden Betonröhren eingesetzt und der Brunnen vertieft, wobei die Betonröhren durch ihr eigenes Gewicht sanken, bis das Wasser mehrere Meter tief stand.

Ein solcher Brunnen kostete je nach Tiefe und Ausführung zwischen 200—800 Mark.

Die Grabarbeiten wurden anfangs durch drei, später vier, zuletzt fünf bis sechs Mann besorgt.

Bei einer solchen Gelegenheit zeigte sich wieder der Mshenzi (Buschneger) in seiner geistigen Höhe. — Einige bisherige Brunnengräber waren ausbezahlt und entlassen worden, und so mußten neue angestellt werden. Der Abteilungsleiter, dem diese Arbeit mit unterstand, wollte von seinen gutgeschulten Pflanzungsarbeitern keinen hergeben und stellte deshalb vier neuangekommene an. Sie erhielten morgens — ich stand selbst dabei — das nötige Handwerkszeug, Kreuzhacken, Schaufeln, Stricke und Körbe usw., um die Erde am Flaschenzug emporzuziehen. Das Brunnenloch war bereits etwa zwei Meter tief und der Flaschenzug aufgerichtet. Ein Mnyampara (schwarzer Aufseher) war beauftragt, den Leuten die Arbeit zu zeigen und dann zu seiner

Abteilung zu gehen. Die Sache mußte funktionieren, wie üblich.

Im Laufe des Vormittags kam ich an jener Stelle vorüber, und da ich niemand am Brunnenloch sah, ritt ich herbei und stieg ab, um die Ursache zu ergründen. Beim Herantreten an das Loch bemerkte ich nun die vier Mann unten im Brunnen sitzend. „Warum tut ihr nichts, ihr Schlingel?" „Aber Bwama, wir graben doch fleißig." Nun sah ich, daß jeder mit einem zugespitzten Pfahl in der Hand in der Erde herumstocherte und, wenn er ein kleines Häufchen Erde gelockert hatte, sie mit der Hand nahm und handvollweise nach oben warf. Das Lachen war mir nah; aber mit strenger Miene sagte ich: „Ihr seid wohl ganz des Teufels; wo habt ihr denn das Handwerkszeug?" Dumm glotzten mich sieben Shenziaugen an (ein Pockennarbiger hatte nur ein Auge). „Wo sind die Hacken und Körbe?" „Si jui, bwana" (Wir wissen es nicht, Herr). „Ihr habt doch heute früh Werkzeug bekommen, habt ihr es nicht mitgebracht?" „Hapana (nein) bwana." „Warum nicht?" „Sahau, bwana" (wir habens vergessen) sagten sie hilflos. Das konnte ich nun nicht verstehen, denn ich hatte sie selbst gesehen, mit Handwerkszeug unter Aufsicht besagten Mnyamparas sich davontrollen. Ich schaute umher, und richtig entdeckte ich die Hacken, Körbe usw. friedlich unter Baumwollbüschen am Rand es Loches ruhen. Warte, Mnyampara, du warst zu faul, diesen Leuten ihre Arbeit zu erklären! Der Mnyampara, später zur Rede gestellt, behauptete fest, er hätte den Leuten ihre Arbeit gezeigt, bis sie sie verstanden, ehe er sie verließ. Der deutsche Assistent bestätigte, daß der Mnyampara erst nach etwa einer Stunde gekommen sei.

Da war dann diesen Shenzies das Arbeiten mit dem Werkzeug zu unbequem gewesen; sie hatten es weggeworfen und begonnen, in ihrer heimatlichen Weise zu

„limern“ und sich in diese Steinzeitmethode so vertieft, daß die Anwesenheit ihres Werkzeuges völlig aus ihrem Gehirn entschwunden war. Das bringt ein Mshenzi fertig.

Ich zeigte nun den Leuten die Handhabung des Werkzeuges selbst, stieg in das Loch hinab und arbeitete über eine Stunde selbst mit ihnen, bis ich überzeugt war, daß sie alles richtig machten. Einer unten im Loch lockerte die feste Erde mit der Kreuzhacke; der andere füllte sie mit der kurzstieligen Schaufel in die Körbe; der dritte oben zog sie am Flaschenzug empor und der vierte leerte sie aus. Es funktionierte; nun mußten es die Kerls begriffen haben, und ich begab mich nach den Vorwerken.

Am nächsten Tage, als ich wieder nachschaute, war genau wieder dieselbe Geschichte! Dieses „Kazi ulaya“ (Europäerarbeitsweise) war für ihre Begriffe zu hoch! Sie mußten weggenommen und eine Zeit lang bei Straßenarbeiten unter einer größeren Abteilung geschulter Arbeiter verwendet werden, bis sie allmählich lernten, Hacke, Schaufel und Korb zu würdigen.

Das ist nur ein Beispiel von vielen, wie schwer und langsam der Neger an vernünftiges Arbeiten gewöhnt werden kann.

Tagesordnung.

Die Urbarmachung des Wald- und Buschgeländes war vor allem energisch betrieben worden. Im Oktober 1907 hatten wir begonnen; im Januar 1908 setzte die Regenzeit ein, — diesmal ungewöhnlich spät, wie es hieß. Bis dahin waren gegen 60 Hektare rein gerodet, davon wurden etwa 40 Hektare probeweise mit Baumwolle bepflanzt.

Zufällig war jene erste Regenzeit eine der günstigsten gewesen, die wir in Kilossa erlebten. Infolgedessen war der Ertrag ein sehr befriedigender: etwa 1600 Pfund Roh-

baumwolle pro Hektar, d. h. etwas über ein Ballen zu 500 Pfund entkernte Baumwolle. Dieser Erfolg war sehr ermutigend, täuschte jedoch, wie wir später sehen mußten.

Bald bildete sich die Arbeit zu einer geregelten Tagesordnung aus. Nirgends hat Morgenstund so sehr Gold im Mund, wie in den Tropen. Denn unter der Mittagssonne erlahmt auch der sonnegewohnte Neger. Anfangs ließen wir deshalb Mittagspausen machen über die größte Hitze und abends bis eine Stunde vor der Dunkelheit arbeiten. Das erwies sich bald als undurchführbar; erstens weil stets die Hälfte der Neger, die morgens zur Arbeit erschienen waren, nachmittags ihre wohlige Ruhe nicht mehr unterbrechen wollten und bummelten. Dann wurde durch eine viermalige Kontrolle beim Kommen und Gehen viel zu viel Zeit verloren. Und abends mußte dann stets noch das „Posho", die tägliche Verpflegungsration ausgeteilt werden, was für 500 bis 1000 Mann Stunden in Anspruch nahm. Die Leute erhielten dann ihr Essen, das sie noch meist zubereiten mußten, zu spät und waren am nächsten Morgen unlustig.

So beschlossen wir, zehn Stunden durchzuarbeiten und zwar möglichst in Tagesaufgaben: d. h. jeden Morgen bestimmte der aufsichtführende Assistent, bezw. Abteilungsleiter, das Maß von Arbeit, das geleistet werden mußte. Wer fleißig arbeitete, war eher fertig und durfte nach Hause gehen. Die Neger und bald auch die aufsichtführenden Europäer zogen diese Methode vor, denn dadurch bekamen sie die Abende frei. Für die Europäer erschien nur ein Nachteil: Der Neger darf nie sich selbst überlassen werden; er arbeitet nie ohne Aufsicht, oder er mogelt. Das bedingte, daß bei jeder Abteilung die aufsichtführenden Europäer von Anfang bis zu Ende dableiben mußten, auch über die heißen Mittagsstunden. Bei der Ausdehnung über mehrere Kilometer, die

die Pflanzung bald annahm, wurden auch die Entfernungen zu groß, als daß die Herren sich über Mittag nach Hause begeben konnten.

Es schien nun viel verlangt, daß ein Nordländer über die Mittagsstunden unter der brennenden Sonne Afrikas im freien Feld verbleiben und tätig bleiben sollte. Es wurden auch ernste Bedenken gegen diese Anordnung ausgesprochen. Um gegen die Hitze zu schützen, wurden dicke Matten aus langem Gras geflochten, welche auf vier Pfählen, nach Bedarf von Ort zu Ort verpflanzt, gegen die Sonne Schutz boten. Später ließen wir für jeden Herrn riesengroße Marktschirme von Deutschand kommen, die in den Boden eingepflanzt wurden.

Bald machten wir eine überraschende Erfahrung: Weit entfernt davon, daß das Verbleiben während des ganzen Tages im Freien unseren jungen Herren schadete, bekam es ihnen fast ausnahmslos vorzüglich. Es ist durchaus unrichtig, wenn man glaubt, nur in gemäßigten Zonen habe die Sonne eine belebende Wirkung; in den Tropen müsse sie gefährlich und erschlaffend sein. Gefährlich wird sie nur dem, der den ganzen Tag ans Büro oder Haus gebunden ist, dem „Stubenhocker", oder demjenigen, dessen Körper mit Krankheitsstoffen angefüllt ist, weil die Tropensonne starke Krisen hervorruft. Ich behaupte aus langjähriger Erfahrung und Beobachtungen an mir selbst und vielen anderen, die sich von vornherein von dem Aberglauben der gefährlichen Tropensonne freihielten, daß diese sogar belebender ist, als die Sonne gemäßigter Zonen, — vernünftiges Maßhalten natürlich vorausgesetzt. Das beweist die üppige Tropenpflanzenwelt, das beweisen die größten und stärksten Tiere, die unter der Tropensonne entstanden sind, und auch die größten Menschen: Die Panjabi in Indien, die Watussi und Somali in Afrika und die Patagonier in Süd-

amerika. Der fast nackte (am Körper haarlose) Mensch ist sicherlich ursprünglich ein Produkt des Tropenklimas.

Das ist ein Thema, über das ausführlicher geredet werden und reichhaltigeres Beweismaterial beigebracht werden müßte, als hier möglich ist, um gegen alte Vorurteile aufkommen zu können.

Hier nur soviel: für den Mitteleuropäer ist es in den Tropen nur notwendig, sich allmählich — aber ohne Zimperlichkeit und Sonnenstichfurcht — den Tropenverhältnissen gänzlich anzupassen, so viel nur irgend möglich Tag und Nacht im Freien oder frischer Luft bei tüchtiger Bewegung und Muskelanstrengung sich aufzuhalten und seine Lebensweise naturgemäß einzurichten unter möglichster Vermeidung von Fleischgenuß, reizenden Speisen, Alkohol, Nikotin, Narcotica und Arzneigiften und mit einer streng geregelten Mäßigung in allem. Jeder Exzeß, insbesondere im Geschlechtsverkehr, rächt sich dort viel schneller, als in gemäßigtem Klima, eben infolge der stärker belebenden und stärkere Krisen hervorrufenden Wirkung der Tropensonne. Wer auf obige Genüsse gewohnheitsmäßig nicht verzichten kann oder will, schränke sie so sehr ein, als seine Überzeugung und Leistungsfähigkeit an Willensstärke aufbringt. Je mehr, je besser. Die Hauptsache ist, Maßhalten und Regelmäßigkeit.

Malariagegenden bedingen natürlich ganz besondere gesundheitliche Lebensregeln; wer sich aber an obige Richtlinien streng hält, wird finden, daß er meist sogar ohne Chininprophylaxe durchkommt und mit Seelenruhe den ersten Fieberanfall an sich herankommen lassen kann; derselbe wird leicht vorübergehen. Er entgeht dann auch den die Nerven- und Herztätigkeit schädigenden Begleiterscheinungen der „Chininkuren". Wer in obigem Sinne naturgemäß lebt, gelegentlich Sonnenbäder nimmt, am besten mit Sand- oder

Unsere Dampfmaschine durchquert den abgedämmten Mkondokwafluss
über einen Knüppeldamm.

Einbringen der 80-PS.-Lokomobile in das Maschinenhaus.

„Lehmbädern" verbunden, früh zu Bett geht und früh aufsteht und nachts nur mit seiner Unschuld bekleidet unter einem guten Moskitonetz schläft (Luftbad) und sich regelmäßig jedem Wind und Wetter aussetzt, kann auch in den Tropen viele Jahre lang gesund, kräftig und leistungsfähig bleiben. — Bei dieser Lebensweise bilden sich in einem normal veranlagten Körper selbsttätig die Gegengifte gegen Malaria und ähnliche Schädlichkeiten, wie bei den frei und in Harmonie mit der Natur lebenden Tieren.

Ausnahmen, zugegeben, bestätigen die Regel.

Gewissen besonderen Gefahren wird der Europäer in den Tropen trotzdem ausgesetzt bleiben, z. B. durch Büchsenkonserven, verdorbene Lebensmittel, Unreinlichkeit der Dienerschaft usw.

Um auf oben erwähntes Durcharbeiten während der Mittagszeit zurückzukommen, noch ein Beispiel. Wir hatten es bei von Deutschland herausgesandtem Personal zur Regel gemacht, daß kein junger Mann unter 22 Jahren angestellt werden sollte. Aus besonderen Gründen wurden doch einige Ausnahmen gemacht. Die Betreffenden fühlten sich anfangs von der strengen Tagesordnung sehr mitgenommen und beschwerten sich, wochenlang, auch monatelang; sie fühlten sich schlapp und müde. Das ist ein Akklimatisierungsprozeß, den Jeder durchmachen muß, der bei dem einen langsam, beim andern schnell überwunden wird, je nach Veranlagung. Diese kritische Zeit verlangt viel Willenskraft. Nachdem sie durchgemacht war, entwickelten sich diese jungen Herren körperlich ganz hervorragend. Der fortwährende Aufenthalt im Freien bei jedem Wetter und jeder Temperatur hat kräftige, stramme Menschen aus ihnen gemacht, die sich so sehr mit dem Tropenleben befreundet

hatten, daß sie in mehr als einem Falle nach Ablauf der vertraglichen drei Jahre auf den Heimatsurlaub verzichteten und freiwillig länger blieben.

Die Tagesarbeit wurde immer sehr früh begonnen. Da Deutsch-Ost-Afrika nur wenige Grade südlich vom Äquator liegt, ist der längste Tag kaum eine und eine halbe Stunde länger als der kürzeste. Die Sonne geht jahraus, jahrein morgens innerhalb einer halben bis dreiviertel Stunde vor oder nach 6 Uhr auf und ebenso abends unter. Der Übergang von Dunkelheit zum Tageslicht und umgekehrt vollzieht sich sehr schnell.

Gewöhnlich pflegte ich morgens noch bei Dunkelheit oben an meinem Hause die „Ngoma" schlagen zu lassen; das war je nach Jahreszeit $^1/_2$5 bis $^1/_4$6 Uhr. Sofort antwortete die große Ngoma, im Wirtschaftshof vom Nachtwächter geschlagen; gleich darauf die Ngoma vom drei Kilometer entfernten Vorwerk I und vom sechs Kilometer entfernten Vorwerk II. (Eine große Negerngoma, Trommel, wird aus einem ausgehöhlten Baumstamm, von einer Kuhhaut überzogen, angefertigt und ist weithin hörbar. Sie dient dem Neger auch zur Verbreitung von Nachrichten in der Trommelsprache.) Dann pflegten wir uns alle sofort nach dem Wirtschaftshof zu begeben. Die Neger strömten johlend und jauchzend, das Werkzeug in den Händen, von allen Seiten herbei und stellten sich abteilungsweise militärisch in Reih' und Glied auf, jeder mit seiner, in dreißig Arbeitstage eingeteilten „Kipande" (Arbeiterkarte) in der Hand. Die aufsichtführenden Europäer gingen an ihren Abteilungen entlang und vermerkten rasch auf jeder Karte ein Kennzeichen; der ganze Morgenapell nahm kaum 3—5 Minuten in Anspruch und marsch-marsch ging es ins Feld. Bis die

Leute an der Arbeitsstelle anlangten, wurde es in der Regel gerade hell genug, daß sie arbeiten konnten.

Am Büro wird inzwischen der Regen*) gemessen, vom Wetterglas Temperatur- und Feuchtigkeitsergebnisse sowie Wind- und Wolkenbeobachtung einregistriert, etwa nötig gewordene Anordnungen durch Krankmeldungen, Neuankömmlinge, Entlassungen usw. erledigt, Ställe, Wirtschaftsgebäude, Arbeiterdorf besichtigt, Kranke verpflegt, verbunden und mit Arznei versehen, usw. usw.

Bis dies alles geregelt ist, steht der schneeweiße, rassenreine Maskatesel „Trompeter von Säckingen" oder „Hans" oder „Michel" gesattelt da. Alles fixe, prächtige Tiere, die in feurigem Temperament einem Vollblutpferd nichts nachgeben und unermüdlich in ihrem flinken Zuckeltrab Meilen zurücklegen. Der beste war „Trompeter"; den habe ich vier Jahre lang Tag für Tag vormittags 6—7 Stunden lang geritten, Strecken von oft 60—70 Kilometer und nachmittags „Hans" oder „Michel". Trompeter wartete nie ab, bis man aufsaß; man mußte mit einem raschen Sprung in den Sattel und schon galoppierte er davon, während man mit den Füßen die Steigbügel suchte; erst nach geraumer Zeit ließ er sich zum Zuckeltrab herbei. Diese eigensinnige Unart, die ihm, wie vielen reinblütigen arabischen Eseln, nicht abzugewöhnen war, ausgenommen, war er ein vorzügliches, edles, liebes Tier. (Während meines ersten Europaurlaubes ist er leider an der „Tsetse" eingegangen.)

Nun folgt eine Runde an alle Arbeitsstellen. Die Schwarzen werden vom aufsichtführenden Abteilungsleiter abgezählt und erhalten ihre Tagesarbeit zugeteilt. Gleichzeitig werden die Arbeiterkarten nachkontrolliert und diesmal das Datum als Kennzeichen eingetragen. Wer etwa

*) Alle diese Messungen und Wetterbeobachtungen sind für den Pflanzer in Gegenden ohne Präzedenzien von außerordentlicher Wichtigkeit.

beim Appell morgens nicht da war und sich nachträglich heranschlich, wird nun entdeckt; ebenso, wer sich morgens meldete und wegblieb, wird am folgenden Tage entdeckt, weil die entsprechenden Vermerke auf der Karte fehlen.

Nun wird darauf los gearbeitet. Alte geschulte Arbeiter legen Wert darauf, möglichst rasch fertig zu werden und nach Hause zu dürfen. Für die Güte der Arbeit ist der Abteilungsleiter verantwortlich, der sie fortwährend nachzusehen und die Leute bei neuen Linien anzustellen hat, wobei die Wanyampara behilflich sind. Frühstück und Mittagessen wird ihm von seinem persönlichen Diener ins Feld gebracht. Im Freien schmeckt es auch am besten.

Wenn ein Arbeiter mit seiner Tagesarbeit fertig ist (die besten und ersten meist schon gegen Mittag), kommt er mit seiner Karte zum Abteilungsleiter, der sich persönlich überzeugt — auf alle Fälle ist der Mnyampara ihm verantwortlich — und dann seine Namensinitialen auf der Karte einträgt. Damit erst ist die Karte für den Tag vollgültig eingetragen.

Nachdem alle ihre Aufgabe beendet haben, wird ein Zettel mit kurzem Bericht über die seiner Aufsicht unterstellten Arbeiter mit Angabe der Art der Arbeit, Anzahl der Arbeiter und des Schlages herausgeschrieben und im Büro abgegeben.

Abends nach Arbeitsschluß versammeln sich hier meist die gesamten Beamten, um Bericht zu erstatten, — auch von den Vorwerken kommen täglich schriftliche Berichte, — um mit der Leitung die Disposition für den nächsten Tag zu besprechen. In der Hauptsache sind natürlich diese Dispositionen ihnen auf Wochen und Monate im voraus bekannt. Jedoch bei den unsicheren Regenverhältnissen, bei dem ständigen Personalwechsel, indem ganze Abteilungen täglich

entlassen oder neue eingestellt werden, gibt es immer Neues zu bestimmen.

Nachdem die Besprechungen erledigt und die Herren meist nach Hause gegangen sind, kommen die „Shauris" (Verhandlungen) mit den Schwarzen, die der kaufmännische Leiter oder ich abhalten. Jeden Tag kommen einige mit besonderen Anliegen; mancher hat eine Beschwerde, die untersucht und beurteilt werden muß, allerhand Händel, Ehestreitigkeiten, Nahrungsschwierigkeiten, Krankheitsfälle, Lohnfragen usw. usw. Es ist wesentlich, auf die vielen kleinen Anliegen des Negers mit Geduld und Verständnis einzugehen. Das gibt ihm Vertrauen.

Dann werden noch die verschiedenen Tagesberichte zusammengestellt und in die Bücher eingetragen, etwaige Briefe erledigt, Dorf, Wirtschaftshof und Stallungen nochmals nachgesehen, und mit Einbruch der Dunkelheit begibt man sich in seine Wohnung zum frugalen Abendimbiß und der baldigen Nachtruhe. In dieser Weise, mit den der Jahreszeit, der Vielseitigkeit und der Verschiedenartigkeit der Arbeiten und Ernten entsprechenden Abänderungen geht es jahraus, jahrein.

Die Eisenbahn naht.

Die ersten Jahre unseres Plantagenunternehmens waren natürlich die schwierigsten, schon weil alles ganz aus den Urverhältnissen heraus und mit gänzlich ungeschulten Arbeitern geschaffen werden mußte, keine Vorgänge als Richtlinien vorhanden waren und man erst allmählich Erfahrungen sammeln konnte; dann aber besonders auch durch den Umstand, daß wir fast 100 Kilometer von der nächsten Eisenbahnstation entfernt waren und alles, was wir brauchten, durch Träger herbeigeschafft werden mußte. Dadurch

wurde auch alles entsetzlich verteuert. Zement, das in Daressalam 9—9½ Rupien die Tonne von 180 Kilo kostete, kam durch die Trägerlöhne auf 35—38 Rupien (1 Rupie = 1⅛ Mark); ein Sack Reis statt 13—15 Rupien ebenfalls zwischen 30—40 Mark.

In jene Zeit fiel die unterdessen vom Reichstag genehmigte Weiterführung des Bahnbaus auf der Strecke Mrogoro—Kilossa—Kilimatinde—Tabora—Ujiji am Tanganjikasee.

Die Vorvermessungsarbeiten des Bahnbaus und dieser selbst beanspruchten nun einen kolossalen Bedarf an Arbeitern. Eine große Anzahl meist griechischer und italienischer Unternehmer hatte große Kontrakte übernommen und suchte sich nun auf jede Weise Arbeiter zu verschaffen. Dadurch entstand eine unerhörte Konkurrenz in der Nachfrage nach Arbeitern und besonders Trägern. Zeitweise waren überhaupt keine mehr zu bekommen. Dazu kam, daß während der Regenzeit infolge Überschwemmungen die Verbindung überhaupt gänzlich stockte. Die notwendigsten Sachen blieben monatelang in Mrogoro liegen. Wir erfuhren nicht einmal, daß sie dort lagen. Die Löhne wurden während dieser Zeit ganz unerhört in die Höhe getrieben, und die Arbeiterverhältnisse immer schwieriger.

Das Schlimmste war, daß durch den Eisenbahnbau und die vielen Erwerbsmöglichkeiten zweifelhafter Natur eine unheimliche Menge Gesindel — weiß und schwarz — beiderlei Geschlechts herbeigezogen wurde, das die Gegend unsicher machte und einen sehr verderblichen Einfluß auf unsere Schwarzen ausübte.

Eine Besserung trat erst ein, nachdem die Baustrecke an Kilossa vorüber beendet war und der Betrieb sich allmählich entfernte. Nachdem die Bahn Kilossa erreicht hatte, 1909, nahm die Entwicklung der Verhältnisse einen um so

rascheren Fortschritt, dank der großen Erleichterung, die nun durch die Bahnverbindung geschaffen war.

Die Strecke hat noch vor Kriegausbruch den Tanganjikasee erreicht, und die ganze Bahnlinie war eröffnet worden.

Die Entwicklung und Ausdehnung der Plantage ging auch unter den schwierigsten Anfangsverhältnissen tüchtig voran. Auf ihr wurden bald durchschnittlich 500—1000 Arbeiter beschäftigt. Außerdem beanspruchten die nun notwendig gewordenen Vermessungen und Nivellierarbeiten und die Erstellung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, die einem von Deutschland gekommenen Ingenieur unterstellt war, einen mindestens ebenso großen Beamten- und Arbeiterstab.

Bei der Vielseitigkeit der Arbeiten und dem noch wenig geschulten, überdies fortwährend wechselnden Beamtenpersonal war es mir nicht mehr möglich, die sich ebenfalls mehrenden schriftlichen Arbeiten, die vielen kaufmännischen Aufgaben und Verhandlungen mit der Regierung allein zu bewältigen, ohne die Plantagenaufsicht zu beeinträchtigen.

Bisher hatte ich die Verantwortung allein getragen; nun wurde eine getrennte kaufmännische Leitung notwendig.

Für diese brachte uns die neugebaute Eisenbahn eine hervorragende Kraft, Herrn Schurz, der schon viele Jahre im Dienste der Firma Otto gestanden hatte.

Im Juli 1909 übernahm er zugleich mit der kaufmännischen Leitung die Generalvertretung nach außen, und von da ab haben wir mit vereinten Kräften, aber jeder selbständig in seinem Ressort, das Unternehmen gemeinsam geleitet.

Baumwolle.

In dem Kapitel über Rodearbeit haben wir bereits gesehen, wie der niedergelegte Wald abgebrannt wird und alles, was das Feuer nicht vernichten konnte, vollends zusammengeschlagen, aufgehäuft und nochmals durch Feuer weggeräumt wird.

In der zweiten Saison 1908—9, in welcher der Dampfpflug eintraf, waren etwa 140 Hektare pflanzfertig klar gemacht, die noch in derselben Regenzeit teilweise mit dem Dampfpflug unter Kultur gebracht und mit Baumwolle, ein kleiner Teil auch mit Kautschuk (Manihot Glaziovii) angepflanzt wurden. Außerdem waren etwa 300 weitere Hektare gerodet und warteten der Bearbeitung durch den Dampfpflug.

Wenn zu Ende der trockenen Jahreszeit die ersten Regen fallen, ist in wenigen Tagen alles grün. Bald setzt die sogenannte kleine Regenzeit ein, und es muß nun auf Tod und Leben das überall emporschießende Gras niedergehalten und das Land pflanzfertig rein gemacht werden.

So lange das Gras nicht zu hoch ist, wird es mit dem Dampfpflug untergepflügt; bald aber kann auch dieser das meterhohe Gras nicht mehr bewältigen und es bleibt nichts übrig, als dasselbe auszuhacken, in Haufen zusammenzutragen und, wenn es die Witterung erlaubt, zu verbrennen, andernfalls es in Reihen zu legen, um dazwischen pflanzen zu können. Dies muß sofort geschehen, weil das Gras nach wenigen Tagen wieder nachwächst und die Saat ersticken würde. Die Baumwollstaude ist perennierend, wird aber in der Regel als einjährige Kultur behandelt, weil die Güte der Wolle vom zweiten Jahr ab meistens abnimmt, die Baumwollschädlinge überhand nehmen und allerhand Pilzkrankheiten die Staude befallen.

Baumwollaussaat. — Die Leute der vorderen Linie sind durch ein dünnes Kettchen verbunden, um gleichmäßigen Abstand zu halten.

Baumwollkeimlinge durchbrechen die Erdkruste.

Die Vegetationsperiode von der Aussaat bis zur Beendigung der Ernte dauert 8—10 Monate, worauf die Stauden ausgehackt werden und neue Saat gelegt werden muß.

Hat man ein größeres Feld gerodet, abgebrannt, behackt oder gepflügt und pflanzfertig rein gemacht, so wird es quadratisch mit Stäben abgesteckt und bepflanzt, meist gleich mit Baumwolle; hier und da entnehmen wir dem Land erst eine Maisernte.

Die Baumwolle wird in der sogenannten kleinen Regenzeit gepflanzt, im Januar, Februar und März.

Eine wirklich allgemein verwendbare Sämaschine ist noch nicht erfunden. Doch haben wir für das Pflanzen eine ganz ausgezeichnet arbeitende lebende Maschine in Anwendung gebracht.

In dem von zehn zu zehn Metern ausgesteckten Gelände werden die Leute in einer langen Reihe aufgestellt. Ein dünnes 50 Meter langes Kettchen oder ein Strick wird hinter der Reihe der ausgerichteten Leute gespannt, und an dieser ist im Abstand von je einem Meter ein Mann mit einer Schnur um den Leib befestigt. Dies hat den Zweck, daß die Leute möglichst genau den gleichen Abstand behalten und nicht aus der Richtung kommen.

Die Flügelmänner und jeder zehnte Mann in der Reihe hat die vorher abgesteckten Stäbe als Richtschnur vor sich, die anderen werden mitgezogen. Sind alle genau aufgestellt, jeder mit einer Hacke bewaffnet, so gibt der aufsichtführende Abteilungsleiter das Kommando; einer der Neger fängt an zu singen, die anderen fallen in einem monotonen Refrain ein, und im Takt wird nun mit jedem Schritt, dessen Länge der Aufsichtführende zu bestimmen hat, mit einem Hackenschlag eine kleine Vertiefung in den Boden gemacht.

Hinter jedem Mann in der Reihe geht ein Weib oder Junge, mit einem Säckchen, das die Baumwollsaat enthält,

läßt in jede Vertiefung acht bis zehn Sämchen fallen und bedeckt diese mit den Zehen leicht mit Erde.

Diese lebende Maschine funktioniert ganz vorzüglich und arbeitet jedenfalls billiger als jede andere Maschine, denn sie verursacht keine Reparaturkosten.

Mit 150 Mann haben wir wiederholt 70—80 Hektare in einem Tage auf diese Weise bepflanzt, also zwei Mann pro Hektar.

Bei genügender Feuchtigkeit und warmer Sonne geht schon nach wenigen Tagen die Baumwolle auf.

Es werden stets eine Anzahl Sämchen in jede Pflanzstelle gelegt, einesteils um Fehlstellen zu vermeiden, anderseits weil durch den starken Regen sich auf der Oberfläche des Bodens eine feste Kruste bildet, welche ein einzelner Keimling nicht durchbrechen kann, aber eine Anzahl Keimlinge zusammen heben die ganze Scholle hoch und drücken sich durch, wie die Abbildung dies deutlich veranschaulicht. Die Baumwolle wächst verhältnismäßig schnell. Ist der Regen genügend, so sind die Pflänzchen nach zwei bis drei Wochen schon 20—30 Zentimeter hoch und müssen dann „verzogen", das heißt ausgedünnt werden, indem man an jeder Stelle nur das beste Pflänzchen stehen läßt und die andern ausreißt.

Da das Wachstum auch des Unkrauts in der Regenzeit ein ganz kolossales ist, so muß die junge Baumwolle anfangs alle zehn bis vierzehn Tage einmal durchgehackt werden, weil sie sonst vom Unkraut überwuchert und erstickt würde, und dies muß fortgesetzt werden bis nach Ende der Regenzeit im Juni. Später genügt es einmal in drei bis vier Wochen.

Bei dieser Hackarbeit konnte ich wieder von neuem Einblick in den grenzenlos unentwickelten Geisteszustand des

richtigen „Mshenzi", des von jeder Kultur unberührten Buschnegers, machen.

Es waren ein paar hundert neue Arbeiter gekommen aus dem abgelegenen Hinterland von Iringa, einer Gegend, wo noch die Menschenfresserei vorkam.

Diese Leute sollten ein Baumwollfeld behacken, in dem die Baumwolle in Reihen von ein Meter Abstand und ein Meter hoch stand.

Wie üblich erhielt jeder eine Linie zugeteilt. Statt nun in den Reihen voranzugehen, hackten sie bald kreuz und bald quer nach allen Richtungen durcheinander.

Alles zurückrufen und von neuem anstellen half nichts, bis wir entdeckten, daß die Leute überhaupt nicht verstanden, was eine Reihe ist, und ihnen die Fähigkeit abging, eine Reihe, eine gerade Linie zu sehen. Man führte sie zwischen zwei Baumwollreihen, zeigte die Reihe links und die Reihe rechts, und erklärte ihnen, „sieh, hier steht ein Bäumchen hinter dem andern in gerader Linie; zwischen diesen zwei Reihen mußt du dich vorwärtsbewegen, während du hackst."

Man führte sie vielleicht fünfzig Meter zwischen zwei Reihen. Es half alles nichts; sobald man ihre Hand losließ, tappten sie quer hinüber durch andere Linien. Sie konnten die Reihen einfach nicht sehen; genau wie ein Affe oder ein Wildschwein sich ebenfalls zwischen sorgfältig in Linien gepflanztem Felde herumbewegen und auf eine Linie schauen kann, ohne daß der Begriff der Linie dem Gehirn zum Bewußtsein kommt.

Bei manchen Negern ging es wochenlang, ehe ein solcher Begriff in ihr Gehirn eindrang, oder ehe sie lernten — um andere Beispiele zu nennen — eine Treppe oder gar Leiter empor oder herabzusteigen, eine Türklinke auf und zu zumachen.

Beim Herabsteigen einer Treppe schauten viele ängstlich

vor sich hin mit einem Blick wie vom Schwindel ergriffen oder setzten sich hin und rutschten vorsichtig hinunter oder auf allen Vieren.

Auch der Zeitbegriff (außer Tageszeiten, Mondwechsel, Jahreszeiten) und der Zahlenbegriff fehlt vielen völlig.

Leute, mit denen man einen Vertrag auf 6 Monate Arbeitsdauer abgeschlossen hatte, kamen oft nach 8—14 Tagen und verlangten entlassen zu werden, da die 6 Monate abgelaufen seien.

Einst frug ich einen leicht ergrauten Mann, wie alt er sei. „Si jui, Bwana" (ich weiß es nicht, Herr).

„Du wirst doch ungefähr wissen, wieviele Regenzeiten du erlebt hast, vielleicht vierzig oder fünfzig? „Si jui, Bwana".

Nach langem Hin- und Herfragen, um mit Hilfe des Alters oder der Größe seiner Kinder sein eigenes Alter festzustellen, kommt immer wieder die stereotype Antwort „si jui, Bwana".

Endlich „Nein, Bwana, ich weiß das nicht, labda miaka tatu" (vielleicht drei Jahr!).

Wieviele Finger hast du denn an deinen Händen? So viel, Bwana. (Hält mir die Faust mit eingeschlagenem Daumen hin; das bedeutet beim Neger fünf.)

Hast du fünf oder 10 Finger? „Si jui, Bwana, hivi (soviele)! Du siehst doch, siehst du denn nicht? Hivi, hivi, soviele!"

Wenn die Baumwolle zwei bis drei Monate alt ist, erscheinen schon die Blüten, und es folgt nun die aufregendste Zeit für den Baumwollpflanzer. Gespannt und mit Sorge beobachtet er jede Wolke am Himmel; denn einige Regen in gewissen Abständen sind unbedingt nötig, um die Pflanzen zu kräftigen, damit sie reichlich Kapseln ansetzen, und doch ist ein Regen in die offene Blüte schädlich, weil der

Blütenstaub abgewaschen wird und keine Befruchtung stattfindet.

Die klimatischen Verhältnisse sind überhaupt die wichtigsten in der Baumwollkultur. Die Baumwollpflanze macht nicht sehr große Ansprüche an die Güte des Bodens und kann auch in minderwertigem Boden gut gedeihen, wenn die Witterungsverhältnisse günstig sind. An diese macht sie jedoch genau umschriebene Ansprüche; sie verlangt eine ganz bestimmte Menge Regen oder Wasserzufuhr durch künstliche Bewässerung zu ganz bestimmten Zeiten; jedes zuviel oder zuwenig oder zu unrechter Zeit wirkt außerordentlich schädlich. Deshalb sind die Länder, in denen es wenig oder gar nicht regnet (Ägypten), in denen durch künstliche Bewässerung die Wasserzufuhr genau geregelt werden kann, die geeignetsten. Die Länder, in welchen der natürliche Regenfall den Bedingungen genau entspricht, sind selten; sie sind natürlich die idealsten.

In Kilossa sind alle anderen Verhältnisse so günstig, wie man sie nur wünschen kann; nur die Regenzeiten sind so unregelmäßig, wie ich nirgends erlebt habe. Ähnliches trifft auch auf die anderen Bezirke Deutsch-Ost-Afrikas zu. In den wenigsten sind die Regenverhältnisse regelmäßig und zuverlässig. Die Regenmenge, die in Kilossa als Durchschnitt vieler Jahre fällt, ist etwa 800 Millimeter. In den acht Regenzeiten, die ich dort erlebt, wechselte der Regenfall jedoch zwischen 1450 und 250 Millimeter Regen. Dadurch wird ein Vorausdisponieren fast zur Unmöglichkeit. Jeden Tag, je nach dem Wetter, kann man genötigt sein, seinen Plan umzudisponieren. Das wird erst geregelt werden, wenn eine systematische Bewässerungsanlage ganz durchgeführt sein wird. Dann kann auch einem Zuviel von Regen durch spätes Pflanzen vorgebeugt werden.

Beim Durchhacken der Baumwolle zeigte sich am auffälligsten die geringe Arbeitsleistung neuangekommener noch roher Shenzies im Verhältnis zu alten geschulten Arbeitern. Wir haben in früheren Kapiteln gesehen, daß stets gesucht wird, dem Neger eine Tagesleistung als Aufgabe vorzuschreiben, nach deren Erledigung er nach Hause darf. Das ganze Gelände unserer Pflanzung wurde in Vierecke (Schläge) von je 400 Meter Länge und Breite, also zu je 16 Hektar eingeteilt. Die Baumwolle ist in geraden Reihen gepflanzt, jede Reihe in einem Meter Abstand; somit sind in jedem Viereck 400 Reihen und jede Reihe ist 400 Meter lang. Nun wird jedem Arbeiter je nach dem Stand des Unkrautes eine Tagesleistung von zirka 4—6 Reihen vorgeschrieben; er hat also 1600—2400 Quadratmeter zu behacken. Alte geschulte Arbeiter gehen mit Jauchzen daran und sind meist im Laufe des Vormittags, also in 6—7 Stunden Arbeitszeit fertig. Neue, ungeschulte Leute verstehen oft noch gar nicht mit der Hacke umzugehen und bringen mit knapper Not von früh bis abends, in zehnstündiger Arbeit 200 bis 400 Quadratmeter fertig. Die einzige Art, die Leute zu höheren Leistungen zu bringen, ist, sie ein bis zwei Stunden nach der Abendngoma, nacharbeiten zu lassen, nachdem die anderen schon nach Hause durften. Das paßt dem Neger nicht, dann strengt er sich an, auch mitzukommen.

Das Bild der Arbeitsleistung ist folgendes:

Der geschulte Arbeiter behackt 1600—2400 Quadratmeter in sechs Stunden, also pro Stunde 267—400 Quadratmeter, der ungeschulte 200—400 Quadratmeter in 10 Stunden, also 20—40 Quadratmeter in der Stunde. Die Leistung des ersteren ist also das Zehnfache der des letzteren, der Lohnunterschied höchstens 25 Prozent. Ein gutgeschulter Arbeiter ist also nicht nur an sich oft das Zehnfache von Neulingen wert, sondern er dient ihnen auch als Vorbild

und Beweis, daß eine höhere Leistung erreichbar ist. Man kann also wohl sagen, er ist oft mehr wert als 20 Neulinge. Daraus geht hervor, wie teuer die Arbeit mit stets wechselnden ungeschulten Arbeitern wird, und wie überaus wichtig es für den Pflanzer ist, seine Leute in jeder Beziehung g u t zu behandeln, um möglichst wenig Wechsel zu haben, so daß die Leute lange Perioden auch über die Vertragsdauer hinaus freiwillig bei ihm bleiben, oder nach einem vorübergehenden Aufenthalt in der Heimat von selbst wieder zu ihm zurückkehren. Es wäre deshalb auch wirtschaftlich für die Zwecke der Regierung von außerordentlich hohem Wert, wenn sie für die Arbeiterfrage die Politik langfristiger Arbeitsverträge zuließe oder dauernde Negersiedlungen in Plantagendistrikten unterstützte. Der Neger braucht mehrere Monate, bis er einigermaßen eingearbeitet ist. Beim bisherigen System hatte er gerade einigermaßen einen Begriff von der Arbeit bekommen, als er wieder in seine Heimat entlassen werden mußte. Wenn er dann nach längerer Zeit auch wiederkam, hatte er meist inzwischen alles vergessen und stellte sich wieder so dumm an wie im Anfang, so daß seine Ausbildung wieder von vorn begonnen werden mußte.

Keine Kulturpflanze hat so viel von Schädlingen jeder Art zu leiden, wie die Baumwolle. Groß ist der Schaden durch Insekten, Raupen, Wanzen, kleinen Käfern, Madenwürmchen, die alljährlich in vielen Formen auftreten und gegen deren Bekämpfung bisher kein ausreichendes Mittel ohne unerschwingliche Kosten gefunden werden konnte. Den größten Schaden verursachen die Herden von Affen, Meerkatzen und Pavianen. Kaum sind die Pflanzen aufgegangen, kommen Herden von diesen, gehen die Reihen entlang und reißen sie aus, um sie auf ihren Geschmack zu prüfen, vielleicht auch aus reiner Neugier oder Nachahmungs-

trieb, wenn sie die Leute bei der oben beschriebenen Arbeit des Verziehens beobachten. Die unreifen Baumwollkapseln reißen sie ab, und knabbern an ihnen des bitteren Saftes wegen. Reife Baumwolle tragen sie in ganz erheblichen Mengen davon. Man findet oft kleine Häufchen im angrenzenden Wald zerstreut. Zu welchem Zweck sie die Baumwolle wegtragen ist nicht ersichtlich; daß sie daraus ihren Jungen Polster machen, ist meines Wissens noch nicht beobachtet worden.

Sehr viel Schaden richten Herden von mehreren hundert Stück an durch ihre Sprünge und Turnübungen auf der Baumwolle, wobei sie Äste und Zweige abreißen.

Es bedurfte an unserer 30 Kilometer langen Grenze einer ganzen Abteilung Wächter, die nur immer die Affen zu verscheuchen hatten. Trotz guter Prämie gelang es ihnen selten, einen der Übeltäter zu erwischen.

Im Kapitel Wald und Tierleben haben wir gesehen, daß diese Paviane, ehe sie die Fernwirkung der Schußwaffen kannten, unter Umständen angriffslustig wurden; nachdem sie aber deren Überlegenheit erfahren hatten, führten sie eine neue Taktik ein, indem sie stets Wachtposten ausstellten. Sowohl auf ihren Wanderungen in den Wäldern, als ganz besonders auf ihren Raubzügen in die Kulturfelder konnte man diese Wächter auf den höchsten Bäumen oder den höchsten Punkten, Termitenhügeln u. s. f. ganz stillsitzend, aber nach allen Seiten aufmerksam Ausschau haltend, beobachtend.

Von unbewaffneten Negern, besonders Weibern nahmen sie kaum Notiz, behandelten sie sogar mit unverschämter Geringschätzung.

Einmal verriet mir großes Geschrei, daß eine zahlreiche Herde ein Negermaisfeld, das an unsere Pflanzung grenzte, plünderte; Weiber und Kinder suchten vergeblich sie zu vertreiben.

Amerikanische Upland-Baumwolle — pflückreifes Feld.

Egyptische Baumwolle — Erntearbeiten 1908.

Ich kam zufällig dazu, wie ein Negerweib mit einem langen Stab einen mächtigen Pavian zu vertreiben suchte. Dieser saß wenige Schritte vor ihr, in jeder Hand einen Maiskolben, von welchem er abwechselnd abbiß und schmatzend dazwischen der Negerin Grimassen schnitt, aber ruhig sitzen blieb und auf ihre Schläge kaum reagierte. Mich hatte er nicht bemerkt.

Ich kam, die Büchse in der Hand, hinter ihm heran. Schießen konnte ich nicht, weil zwischen dem hohen Mais noch mehr Neger waren, die ich nicht sehen konnte.

Schon konnte ich fast mit dem Gewehrlauf dem Vieh einen Rippenstoß geben, als er mich sah und wegrannte, am Negerweib vorbei.

Mit heimtückischer Gebärde faßte er im Vorbeigehen ihr dünnes Lendentuch und riß es mit raschem Griff herunter. Das Weib — jetzt Aphrodite Kallipygos — erfaßte kreischend noch ein Ende des Tuches; nun griff der Affe mit beiden Händen zu und riß dabei das Tuch entzwei.

Die Negerin hatte das kleinere Stück und suchte sich zu bedecken; der Affe rannte verschmitzt mit dem größeren Stück davon, ließ es aber bald fallen.

Er floh aus dem Maisfeld hinaus in unser Baumwollfeld, in dem er verschwand. Nach etwa hundert Schritten tauchte er mit einem Satz auf einem vom Roden übriggebliebenen Baumstamm auf, um nach dem Schauplatz seiner Heldentat Umschau zu halten. — Tack! — da ereilte den Bösewicht sein Geschick.

Zu dem Wachtpostenamt verwendeten die Paviane eine besondere Klasse, nur halbwüchsige Jungen, — ins Menschliche übertragen, etwa vierzehnjährigen Bengeln zu vergleichen. Sie scheinen auch bei den Affen die gelehrigsten und aufmerksamsten zu sein. —

Wo eine Herde von oft über 500 Stück sich aufhielt, konnte man stets in den Spitzen der höchsten Bäume einzelne dieser kleinen Gesellen von Ferne sehen.

Kam man in Schußweite heran, so ließen diese Warnlaute hören (man lernt bald ihre Sprache kennen, die aus mindestens zwanzig verschiedenen Lauten besteht, für jede Gefühlsäußerung einen andern); die Warnlaute lassen sich am besten durch ein kreischendes „krrchkh" „krrrrchkh" — r und ch dabei vokalisch laut wie beim Räuspern, wiedergeben — und sofort ergriff die ganze Horde die Flucht. —

Bei Anwendung einiger Weidmannsvorsicht gelingt es doch noch häufig genug, die Affen zu überlisten und einen Schuß anzubringen.

Wie von Hornissen gejagt, rennt nun die ganze Gesellschaft dem nächsten Walde zu; jedoch nur einige hundert Meter weit in denselben.

Dann wird großes Strafgericht gehalten. Nun kann man einen außerordentlich interessanten Vorgang mit anhören.

Die alten Herren der Herde nehmen die pflichtvergessenen Schlingel vor und verprügeln sie gottserbärmlich; stundenlang hört man letztere kreischen und grillen, wie eine Rotte Kinder, die sich raufen; dazwischen immer wieder die bärenhaft tiefen Stimmen der Alten, die über ihre Lausbuben zornig herfahren, sie auszanken und plagen.

Dies Gerichtsverfahren nimmt ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß man mit Leichtigkeit sich heranpürschen und noch ein paar alte Kerle niederknallen kann. Der ganze Vorgang hat etwas sehr „Menschliches" an sich, wie überhaupt das ganze Familien- und Volksleben eines solchen Pavianvolkes.

Bei ihren Wanderzügen wird man an eine diebische Rotte Zigeuner erinnert.

Sie haben eine oligarchische Art von Staatswesen, in dem

die Alten eine unbeschränkte Gewalt ausüben, auf Ordnung halten, die Herde führen und sie vor Feinden, z. B. vor Leoparden, die ihnen gern nachstellen, wirksam schützen.

Das Studium ihrer Gewohnheiten ist sehr anziehend. Jung eingefangen, werden sie durchaus zahm und bereiten durch ihre drolligen Einfälle viel Spaß.

Aber infolge ihrer aus Übermut und Bosheit verursachten Schädlichkeit müssen die Paviane mit allen Mitteln verfolgt werden.

Besonders interessant sind Beobachtungen über den Bildungsgrad verschiedener Affenarten.

Paviane stehen auf einer viel fortgeschritteneren Stufe als andere Affenarten jener Gegenden.

Meerkatzen z. B. haben nicht annähernd die ausgebildete Organisation wie die Paviane und sind in der Freiheit dümmer und in der Gefangenschaft viel weniger gelehrig.

Nach dem Erscheinen der ersten Blüten an der Baumwollstaude im dritten Monat bilden sich während ihrer ganzen Vegetationsperiode fortwährend neue Blüten; insbesondere bringt jeder Regenguß neue Blüten hervor.

In Zwischenräumen von 14 Tagen sind deshalb einzelne Regen sehr erwünscht, um diese Jahreszeit jedoch selten.

Die Kapseln erreichen rasch ihre natürliche Größe, sind aber erst im fünften Monat reif; dann springen sie auf, und die Baumwolle quillt heraus.

Die Ernte beginnt im Juli oder August und dauert — da fortwährend Neues nachreift — solange, bis die häufigen Regen der einsetzenden kleinen Regenzeit ein weiteres Einsammeln nicht mehr lohnend macht, da die Baumwolle durch die Nässe verdirbt.

Die Baumwolle wird von Hand gepflückt, alle drei

Wochen wieder im selben Felde, weil sie sonst ausfällt und verdirbt.

Eine brauchbare Pflückmaschine ist bis jetzt noch nicht erfunden. In Amerika wurde vor einigen Jahren für eine solche, die mit einem hervorragenden Aufwand von Scharfsinn erdacht und kombiniert wurde, viel Propaganda gemacht. Sie kann aber nur in Ländern brauchbar sein, in denen die ganze Ernte fast gleichzeitig reift und mit ein- oder zwei-, höchstens dreimaligem Pflücken beendet ist, da die Räder der Maschine die Baumwollstauden umfahren und zerbrechen.

Bei uns, wo die Ernte sich über vier bis fünf Monate erstrecken kann, mit einer Pflücke alle drei Wochen, erscheint die Zweckmäßigkeit der amerikanischen Pflückmaschine — ohne Vorurteil — zum mindesten sehr fraglich.

Die Leistungsfähigkeit im Pflücken von Baumwolle wird — ähnlich, wie das Behacken und alle anderen Arbeiten — sehr durch Übung gesteigert; hängt natürlich auch vom reichen oder weniger reichen Behange der Stauden ab. Ungeübte Arbeiter bringen oft mit Mühe im Tage kaum 10 Pfund Rohbaumwolle zusammen, geübte in einigermaßen gut bestandenen Feldern 100—120 Pfund, die allerbesten bis zu 180 Pfund.

Wir pflegten den Leuten in dieser Arbeit ebenfalls Tagesaufgaben zu stellen, z. B. daß sie — je nach Stand der Ernte 30—60 Pfund pflücken mußten, um den Tag angeschrieben zu bekommen; für jede weitere Menge erhielten sie einen Gutschein für eine Prämie. Diese Methode reizte sie sehr zu höheren Leistungen an, da sie die Prämien wöchentlich ausgezahlt bekamen und sich dafür gute Tage machten. Manche Neger erreichten bald große Fertigkeit.

Die eingeerntete Baumwolle wird jeden Abend nach der Entkernungsfabrik gebracht, wo sie in großen Magazinen

gelagert und allmählich durch die Entkernungsmaschinen von der Saat getrennt wird.

Diese wird in Säcken aufgefangen und durch Saatreinigungsmaschinen nochmals von den letzten anhängenden Fasern (linters) befreit, poliert und gereinigt. Die Baumwolle wird in hydraulischen Pressen in Ballen von 500 bis 800 Pfund gepreßt und ist dann versandfertig.

Nach beendeter Ernte müssen die Baumwollstauden möglichst rasch ausgehackt und restlos verbrannt werden, um das Überhandnehmen der Schädlingsplage zu hemmen. Die Asche wird wieder ausgestreut.

Da auf diese Weise dem Boden wenig Nährstoff entnommen wird — denn das Gewicht der dem Boden entnommenen Baumwolle ist gering — kann in fruchtbarem Neuland ruhig mehrere Jahre hintereinander Baumwolle gepflanzt werden.

Es zeigt sich sogar, daß manchmal die Erträge im zweiten und dritten Jahr größer sind als im ersten, weil die Stauden in humusreichem Neuland in den ersten Jahren zu sehr ins Kraut schießen.

In späteren Jahren freilich muß eine geregelte Fruchtwechselfolge eintreten, wobei der Anbau von Leguminosen nützlich ist und der Boden durch passenden Dünger bereichert werden muß.

Die Kunstdüngerfrage ist noch eine offene, da die mit Kunstdünger in Deutsch-Ost-Afrika gemachten Versuche für Baumwollkultur gute Erfolge noch nicht ergeben haben.

Als ein guter Ertrag kann 1500 Pfund Rohbaumwolle oder ein Ballen von 500 Pfund reiner Baumwolle pro Hektar gelten.

Es wird jedoch in ganz Deutsch-Ost-Afrika noch keine größere Plantage geben, die diesen Ertrag — mehrere

Jahre hindurch als Durchschnittsernte aufweisen kann.

Lohnend ist die Baumwollkultur bei den bisherigen Preis-, Arbeiter-, Lohn- und Transportverhältnissen schon bei weniger als halb so gutem Ertrag, also bei 200—250 Pfund reiner Baumwolle pro Hektar.

Im Jahre 1912—13 ernteten wir von 1000 Hektaren rund 800 Ballen. (Der Ballen von 500 Pfund hatte damals einen Wert von etwa 400 Mark.)

In den ersten Jahren pflanzten wir der hervorragenden Qualität wegen ägyptische Baumwollsorten; dieselben gingen jedoch bald im Ertrag zurück und erwiesen sich gegen Schädlinge und Witterungseinflüsse als überaus empfindlich.

Versuche mit hochwertiger Sea Islands fielen ebenfalls nicht sehr ermutigend aus.

Als bedeutend ertragreicher zeigte sich in den letzten Jahren die amerikanische Upland-Baumwolle. Diese machte uns auch die Freude, daß sie eine bedeutend bessere Qualität hervorbringt als aus derselben Saat in Amerika gezogene.

Die bei uns in Afrika gezogene wird um volle 20 Prozent höher bewertet als dieselben Sorten aus Amerika und kommt an Qualität fast der ägyptischen gleich.

Wie die Kunstdüngerfrage, hat auch die Sortenzüchtung mit Zuchtwahlversuchen noch eine große und dankbare Aufgabe.

Es wird noch sorgfältiger Versuche in langen Jahren bedürfen, ehe dem Klima jedes einzelnen Bezirkes von Deutsch-Ost-Afrika genau entsprechende Sorten herausgezüchtet sind. Ich zweifle nicht, daß dies Ziel erreicht werden kann, ebensogut wie in Amerika.

Das wird besonders die Aufgabe der von der Regierung angelegten Versuchsplantagen und Saatzuchtanstalten sein. Solche sind in verschiedenen Bezirken von Deutsch-Ost-

Afrika eingerichtet; eine auch in Myombo an der Grenze der Otto-Pflanzung, die für die Pflanzer der Umgebung noch wertvoll werden dürfte.

Sicher wird in solchen Sortenzuchtanstalten mit der Zeit eine Sorte hervorgebracht werden, welche den besonderen örtlichen Boden- und klimatischen Verhältnissen angepaßt, ertragreich und widerstandsfähig sein wird und mit der amerikanischen erfolgreich konkurrieren kann.

Wir dürfen uns nicht entmutigen lassen, wenn bis zum vollen Erfolg vielleicht noch eine Reihe von Jahren vergeht. Nur im zähen Festhalten eines Gedankens liegt der Erfolg begründet.

Die Amerikaner brauchten 50 bis 100 Jahre, ehe sie die heutigen guten Sorten herausgezüchtet hatten. Wir können schon ihre Erfahrungen uns zunutze machen und werden das Ziel in kürzerer Zeit erreichen. Zunächst ist mit der Baumwollkultur in Deutsch-Ost-Afrika ziemlich viel Risiko verbunden; sie kann nur von kapitalkräftigen Unternehmungen in größerem Stil betrieben werden.

Die Produktion von Baumwolle hat in Deutsch-Ost-Afrika recht schöne Fortschritte gemacht.

Die Baumwollausfuhr*) aus Deutsch-Ost-Afrika betrug im Jahre 1904 189 033 Kilogramm oder 755 Ballen zu je 250 Kilogramm im Werte von 124 216 Mark, im Jahre 1913 2 191 906 Kilogramm oder 8757 Ballen im Werte von 2 415 067 Mark, hat sich also in 9 Jahren in der Menge um das zwölffache, im Werte um fast das zwanzigfache vermehrt.

Wenn wir, wie zu hoffen ist, unsere schöne Kolonie nach dem Kriege wiedererhalten und dort normale Verhältnisse eintreten und auch diejenigen Volksgruppen, die sich bisher gegen die Kolonien ablehnend verhielten, ihren Wert für die

*) Nach Dr. Karstedt, Deutsch-Ost-Afrika, 1914.

deutsche Volkswirtschaft einsehen, wird sicher die in unseren Kolonien gezogene Baumwolle zu einem wertvollen Faktor für die deutsche Textilindustrie werden, umsomehr, da nun das erste Lehrgeld bezahlt ist und die später kommenden Kolonisten sich unsere Erfahrungen zunutz machen können.

Andere Kulturen.

Wie aus dem bisher Gesagtem hervorgeht, ist mit der Kultur von Baumwolle in Deutsch-Ost-Afrika — vermutlich auch in allen anderen deutschen Kolonien — ein ziemliches Wagnis verbunden, weil noch keine im Lande lange genug erprobten Erfahrungen vorliegen und die Baumwollstaude sehr von klimatischen und Regenverhältnissen abhängt.

Deshalb durften wir uns nicht auf diese Kultur allein verlegen, sondern mußten andere Kulturen, die gegen Witterung und Schädlinge weniger empfindlich sind, hinzunehmen, um nicht sozusagen den ganzen Einsatz auf eine Karte zu setzen.

Je nach Höhenlage, Regen und Bodenverhältnissen kommen hierfür die verschiedensten Tropenkulturen in Betracht.

Selten gedeiht Kaffee, Thee, Chinarinde oder Kakao neben Baumwolle, weil die klimatischen Ansprüche dieser Kulturen zu verschieden sind; sie verlangen höhere Lagen; hingegen Kautschuk, Sisalagaven, Kokospalmen, allenfalls auch Tabak und Vanille, Bananen, Manillahanf, Kapok und anderes mehr.

Von diesen Kulturen seien einige, die wir auf der Otto-Pflanzung betrieben, kurz vorgeführt.

Phot. Migdalski.

2 bis 3 Monate altes Baumwollfeld.
Am Berg: Wohnungen der Beamten, links: Wirtschaftshof.

Einjähriger Kautschuk (Manihot Glaziovii).
Im Vordergrund: der Dobermann „Rex“.

Kautschuk.

Im zweiten Jahre der Gründung des Unternehmens Anfang 1909 wurde ein kleiner Teil des Areals mit Kautschuk (Manihot Glaziovii) bepflanzt und seither ausgedehnt auf 200 Hektare, so daß 1913 mit der Gewinnung von Kautschuk begonnen werden konnte. Für Plantagenkautschuk in Deutsch-Ost-Afrika kommen Manihot Glaziovii (Ceara) und Hevea Brasiliensis (Para) in erster Linie in Frage und zwar letztere nur in feuchten, regengeschwängerten Gegenden mit hoher Temperatur.

Eine jährliche Regenmenge von 2000 Millimeter dürfte wohl für Hevea als geringste Menge gelten, deren sie bedarf.

Für Manihot Glaziovii erscheinen 750 bis 1500 Millimeter geeignet. Beide Kulturen geben nur in tieferen Lagen befriedigende Erträge.

Als oberste Grenze dürfte eine Höhenlage von höchstens 800 Meter Meereshöhe gelten.

Schon aus dem Regenbedarf geht hervor, daß für Hevea geeignete Gegenden in Deutsch-Ost-Afrika wenige zu finden sind.

In allererster Linie kommt also Manihot Glaziovii in Betracht. In Qualität ist Manihot geringer als Hevea und meist auch weniger ergiebig, liefert dafür früher Erträge — schon mit dem dritten Jahr — und die Erstanlage ist billiger als die von Hevea.

Dementsprechend wurde in Deutsch-Ost-Afrika sehr wenig Hevea gepflanzt, das meiste ist Manihot Glaziovii.

Die Kultur von Manihot Glaziovii bietet wenig Schwierigkeiten. Das Land braucht nicht so sorgfältig gerodet und vorbereitet zu werden wie für die Baumwolle.

Nach dem Roden wird es mit Pföstchen ausgesteckt, am besten in Abstand von 4 × 4 Metern. Am besten wird der Boden beim Pflanzen im Dreiecksverband ausgenützt. Enger als 4 × 4 Meter zu pflanzen, ist nachteilig, da die Bäume sich dann gegenseitig hindern und schlecht entwickeln. Weiter als 5 × 5 Meter, ist Platzverschwendung. Innerhalb 4 × 4 und 5 × 5 ist die richtige Entfernung, je nach Güte des Bodens, der Regenverhältnisse usw.

Nachdem das Land abgesteckt ist, werden an jedem Pföstchen Löcher ausgenommen in Größe von etwa 40 Zentimeter Länge, Breite und Tiefe, nach einiger Zeit wieder angefüllt möglichst mit lockerer Humuserde, das Pföstchen wieder in die Mitte des Loches gesteckt, eine Anzahl Samen um dasselbe ausgelegt und leicht mit Erde bedeckt.

In zehn bis zwanzig Tagen bei Regenwetter gehen sie auf.

Da diese jungen Pflanzen viele Feinde haben, werden sie am besten erst ausgedünnt, wenn sie mindestens meterhoch sind; natürlich läßt man das geradeste und stärkste Pflänzchen stehen. Die überschüssigen Bäumchen können benützt werden, um Fehlstellen nachzupflanzen. So hat man bald eine lückenlose Pflanzung.

Manihot Glaziovii liebt einen roten Lehmboden, der auch ziemlich steinig sein kann.

Das Reinhalten der jungen Pflanze ist sehr wichtig. Um das auszunützen, wird mit Vorliebe im ersten Jahre Baumwolle oder Mais zwischen die Kautschukreihen gepflanzt.

Manihot wächst rasch und bildet schon nach einem Jahr eine Krone, so daß Baumwolle und Mais im zweiten Jahr nicht mehr gut darunter gedeihen und der Boden leichter rein zu halten ist. Im dritten Jahre haben die Stämme meist schon einen Umfang von 30—40 Zentimeter. Wenn sie letzteren Umfang erreicht haben, können sie angezapft werden.

Das Anzapfen geschieht am besten mit etwa einen Zentimeter breiten, dünnen, stechbeitelähnlichen Instrumenten, mit denen in die Baumrinde gestochen wird; durch eine Vorrichtung muß das zu tiefe Eindringen des Instrumentes verhindert werden.

Der Milchsaft, der sofort hervorquillt, ist nicht so flüssig wie bei Hevea und kann deshalb nicht in Töpfchen aufgefangen werden, sondern wird am Baumstamm selbst mit Hilfe von Säuren, die vorher aufgestrichen werden, „koaguliert" (zum Gerinnen gebracht) und zu Bällen aufgerollt oder mit Tüchern zu Faden abgeklatscht.

Auch bei der Kautschukgewinnung durch Zapfen zeigte sich der überaus große Wert gut geschulter Arbeiter. Während ungeschulte Leute am Anfang kaum ein paar hundert Gramm frischen nassen Kautschuk sammelten, pflegten geübte Leute bis zu 1200—1500 Gramm Tag für Tag zu sammeln. Hundert Gramm nasser Kautschuk ergeben etwa 40—45 Gramm getrockneten.

Die weitere Behandlung, auf die hier wegen Raummangels nicht eingegangen werden kann, betrieb bisher fast jeder Pflanzer nach eigenem Dafürhalten, und jeder glaubte die beste Methode anzuwenden. Dadurch fehlte dem Produkt die Einheitlichkeit, wodurch wiederum der Markt ungünstig beeinflußt wurde; denn der Fabrikant, welcher als Aufkäufer in Frage kommt, wünscht große Mengen von möglichst einheitlichen Eigenschaften. Es wurde deshalb noch vor dem Kriege in Deutsch-Ost-Afrika ein Plan erwogen, um an einem Küstenplatz — am besten in Daressalam — eine Zentrale zu errichten, nach welcher jeder Pflanzer seinen Rohkautschuk liefern könnte, um ihn dort in einheitlicher Weise zu einem möglichst gleichmäßigen Massenprodukt verarbeiten zu lassen. Durch den Ausbruch des Krieges kam der Plan nicht mehr zur Ausführung.

Die Rentabilität der Kautschukkultur hängt natürlich vom Marktwert ab. Dieser hat im Laufe der letzten zehn Jahre große Veränderungen erlitten. Nachdem er in den Jahren 1908—1912 sich zu einer Höhe entwickelt hatte, die einen allgemeinen „Boom" in Kautschuk hervorbrachte, fielen die Preise nachher plötzlich und andauernd so sehr, daß 1913 und 1914 die Rentabilität dieser Kultur für die Deutsch-Ost-Afrikanischen Verhältnisse ernstlich in Frage kam. Verursacht wurde dieser Preissturz durch die Massenproduktion von hochwertigem Heveakautschuk in den meist britischen Spekulationsriesenunternehmungen in Süd-Asien und andern Gegenden der Welt. Während des „Booms" waren es meist englische Gesellschaften, welche in Deutsch-Ost-Afrika jede erhältliche Kautschukplantage aufzukaufen suchten.

In diese Verhältnisse hat nun der Krieg wieder die größten Schwankungen gebracht, welche es außerordentlich erschweren, die Entwicklung des Kautschukmarktes nach dem Kriege im voraus zu beurteilen. Es spielen so viele und verwickelte Fragen hinein, daß dazu eine eingehende Untersuchung und Spezialkenntnis aller auf den Preis einwirkenden Umstände gehört, deren Besprechung über den Rahmen dieses Werkes hinausginge.

Ich persönlich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß wenigstens in den ersten Jahren nach dem Kriege die Nachfrage wahrscheinlich das Angebot übersteigen und der Preis demgemäß eine angemessene Höhe auf längere Zeit halten wird; je schneller deshalb die nun in Deutsch-Ost-Afrika brachliegenden und durch fehlende Bearbeitung verwilderten Kautschukpflanzungen nach dem Kriege wieder in produktiven Zustand gebracht werden, umsomehr Gewinn werden die Besitzer aus ihnen ziehen. Nach wenigen Jahren schon k a n n das Bild ein ganz anderes sein.

Die Rentabilität von Neuanlagen nach dem Kriege wird erst beurteilt werden können, wenn geordnete Verhältnisse eingetreten sein werden und ein klares Bild des Weltmarktes sich wird bilden lassen.

Der Cearakautschuk gilt dem Para gegenüber als bedeutend minderwertig. Daß bei richtiger Behandlung der Unterschied aber kein sehr großer ist, haben die verschiedenen, auf der großen internationalen Ausstellung von Kautschuk, Fasern und anderen Tropenprodukten in London (Juni—Juli 1914) gezeigten Präparate bewiesen. Es waren dort solche Ceara ausgestellt, welche dem Para wenig nachstanden. Auch in dieser Hinsicht steht den Verbesserungen der Verarbeitungsmethoden noch ein weites Feld offen.

Die Kultur des Manihotkautschuks ist — lohnende Preise vorausgesetzt — ebenso für Großbetrieb wie für den Kleinbetrieb geeignet; auch als Nebenkultur, z. B. als Alleebaum an Straßen, Wegen und Abgrenzungen, da auch eine kleine Menge Rohkautschuk ohne viel maschinelle Verarbeitung ihren Wert hat.

Die Ausfuhr des Plantagenkautschuks aus Deutsch-Ost-Afrika betrug im Jahre 1908*) 905 000 Kilogramm im Werte von 416 000 Mark. 1913 1 287 000 Kilogramm im Werte von 6 100 000 Mark. Sie ist also in 6 Jahren an Menge mehr als das Vierzehnfache und im Gesamtwerte auf fast das Fünfzehnfache gestiegen.

Die Kultur hat, so lange die Bäumchen jung sind, schlimme Feinde in Hundsaffen, Wildschweinen und Stachelschweinen.

Erstere reißen die jungen Bäumchen aus, um ihre Wurzelknollen zu fressen. Letztere graben die Knollen selbst ganz ansehnlicher junger Bäume aus und bringen diese

*) Nach Dr. Karstedt, Deutsch-Ost-Afrika, 1914.

dadurch zum Umfallen. Ganze Hektare sind auf diese Weise vernichtet worden.

In großen Beständen kann auch eine Herde wilder Elefanten viel Schaden anrichten, indem sie die Äste und Zweige abbrechen, deren Blätter sie fressen, auch ganze Bäumchen ausreißen, um die Wurzelknollen zu fressen.

Auch heimliches Anzapfen zwecks Diebstahls wird auf vielen Pflanzungen durch die Neger betrieben.

Manche Pflanzer schonen deshalb die Löwen, die freiwillige Wächterdienste besorgen und die Schwarzen von nächtlichen Diebstählen abhalten. Einige schonen sogar die Wildschweine, weil diese die Löwen anlocken.

Ein derartiger Fall, in welcher ein Löwe das Wächteramt und zugleich grausame Strafrichteramt übernahm, ereignete sich kurz vor dem Kriege auf der Otto-Pflanzung. Eines Morgens fehlte einer der Arbeiter. Im Laufe des Tages fand man in unserem Maisfelde wenige 100 Meter vom Dorfe entfernt seine Überreste, nicht weit entfernt davon in einem Tuch eine Anzahl Maiskolben. Er war während des nächtlichen Maisdiebstahls von Löwen überfallen worden.

Kokospalmen.

Eine sehr große Zukunft für Deutsch-Ost-Afrika hat die Kultur der Kokospalme:

Das ganze Küstengelände bis weit in das Innere hinein ist für sie geeignet. Man nimmt häufig an, daß die Kokospalme an Seeluft, tiefe Lage und reinen Sandboden gebunden sei. Das ist unrichtig.

Meeresküstengegenden und stark sandhaltiger Boden sind freilich die geeignetsten; aber in Südindien findet man 400—500 Kilometer von der Küste entfernt in Höhenlagen

bis zu 800 Metern schöne und ertragreiche Kokospalmengärten.

Es wird dort mit Salzdüngung und in regenarmen Gegenden mit künstlicher Bewässerung erfolgreich nachgeholfen.

Die Kokospalme ist ein außerordentlich nützlicher Baum.

Jeder Teil derselben, Wurzel, Stamm, Blätter, Früchte, nicht nur der Nußkern, sondern auch die äußere faserige Hülle und die harte Schale, kann nutzbar gemacht werden.

Am wertvollsten ist der fettreiche Kern der Frucht, die in frischem Zustand angenehm schmeckende und überaus nahrhafte Nuß. Mit 67 Prozent Fettgehalt ist sie eine der fettreichsten Früchte.

Für ganze Völker bildet sie eines der wichtigsten Nahrungsmittel und wird mit Reis und mit Gebäck täglich genossen.

Getrocknet und als Kopra in den Handel gebracht, findet sie als Speisefett, zur Seifenfabrikation und zu vielen anderen Zwecken eine überaus vielseitige Verwendung.

Der einzige Nachteil in der Kultur der Kokospalme ist der, daß man an der Küste 6 bis 8 und im Innenlande 8 bis 10 Jahre auf lohnende Erträge warten muß; dann aber wird die Kultur sehr lohnend.

Sie gilt für die gesichertste und beste Kapitalanlage in der gesamten tropischen Landwirtschaft.

Die Kultur ist ebenso für Kleinbetrieb wie für Großbetrieb geeignet; jede einzelne Palme behält einen großen Wert, so lange sie trägt; das ist etwa 100 Jahre lang.

Wer auf die Verzinsung seines Kapitals warten kann, wird nichts Besseres tun, als es in Kokospalmen anzulegen.

Die günstigste Pflanzweite ist neun mal neun oder zehn mal zehn Meter im Dreiecksverband, je nach Güte des Bodens.

In nicht lockerem Sandboden ist es vorteilhaft, für jede Pflanze Löcher von einem Kubikmeter auszunehmen.

Die reife Nuß kann an Ort und Stelle angepflanzt werden und keimt in drei bis vier Wochen. Da sie jedoch dem Diebstahl durch die Neger sehr ausgesetzt ist, ist es angebracht, Pflanzschulen anzulegen und die jungen Palmen erst auszupflanzen, wenn die Nuß gänzlich verrottet ist.

Die junge Kokospalme hat mancherlei Feinde; der größte ist der Neger, der sogar noch meterhohe Keimlinge ausreißt, um die letzten Reste der halbverrotteten Nuß, von der sich die junge Palme nährt, zu verzehren.

Der dadurch entstehende Schaden ist ein sehr beträchtlicher.

In seiner Lüsternheit verübt der Neger mit größter Ruhe solch nächtliches Zerstörungswerk, unbekümmert um den dadurch verursachten Schaden und den ohnmächtigen Zorn des Pflanzers, der das Werk eines ganzen Jahres vernichtet findet!

Nächst dem Neger richten Termiten viel Schaden an, indem sie die Stämmchen und Blattstiele der jungen Palmen mit einer Lehmkruste überziehen und dieselbe darunter ganz zerfressen. Gegen Termiten bietet das Eintauchen der Saatnüsse und Bespritzen junger Stämmchen mit einer Lösung von Arsenik und stark verdünntem Karbolineum einigen Schutz.

Ein andrer schlimmer Schädling ist der Nashornkäfer, der das Herz der Palme ausfrißt und sie dadurch zum Absterben bringt.

Es erfordert viel Aufmerksamkeit, diese und einige andere Schädlinge fern zu halten und zu bekämpfen. Im übrigen bietet die Kultur keinerlei Schwierigkeiten.

In den ersten Jahren kann man zwischen den Palmen Baumwolle, Mais usf. als Zwischenkultur pflanzen; auch

Zweijährige Kokospalmen.

Phot. Dobbertin, Daressalam.

Agaven mit Blütendolden.

später noch mit Vorteil Leguminosen, bis die Kronen der Bäume den Boden zu sehr beschatten.

Einen wunderbar schönen Anblick bereitet ein wohlgepflegter Palmenwald am Meeresstrand oder Flußufer.

Infolge vielseitiger Verwendung ist der Wert der Kopra in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege um das Dreifache gestiegen.

Neuere Nachrichten aus Indien und Ceylon berichten von einem sehr fühlbaren Preissturz, verursacht durch Schiffsmangel und die Ausschaltung des wichtigsten Abnehmers, Deutschlands.

Dies ist ein weiterer Beweis dafür, daß sich England durch den Versuch, Deutschlands Handel auch nach dem Krieg auszuschalten, selbst am meisten schädigen würde.

Die Inder und auch britische Palmengärtenbesitzer werden sich energisch gegen eine dauernde Unterbindung des Handels mit den Zentralmächten wehren.

In allen Fällen wird die Kokospalmenkultur in deutschen Tropenkolonien eine große Zukunft haben. Auf der Otto-Pflanzung sind etwas über 100 Hektare damit bepflanzt.

Ein für Deutsch-Ost-Afrika sehr zukunftsreicher Industriezweig ist die Kokosfaserindustrie, welche verwunderlicherweise dort noch nicht besteht. An den Küsten Indiens ist dies eine sehr blühende Industrie, an der sich der ärmste Palmenbesitzer beteiligt, wenn auch mit ganz primitiven Mitteln.

Bisher wurden Kokosstricke, Vorlagen, Bodenmatten usw. aus Indien eingeführt und zu teuren Preisen verkauft. An der Einrichtung dieser Industrie in Deutsch-Ost-Afrika wäre viel Geld zu verdienen.

Sisal.

Eine weitere vielversprechende Kulturpflanze ist die Sisalagave, mit welcher auf der Otto-Pflanzung bis zum Ausbruch des Krieges 416 Hektare bepflanzt waren.

Die Sisalagave eignet sich wegen der erforderlichen Maschinenanlagen ausschließlich für den Großbetrieb und zwar von mindestens 200 Hektaren an aufwärts.

Die Kultur bietet ebenfalls keine großen Schwierigkeiten. Die jungen Bulbillen werden in Pflanzschulen gezogen.

Wichtig ist, die beste Sorte, reine Sisalagaven (nicht etwa andere der zahlreichen Agavensorten) zu beschaffen und zwar die mit ganz stachellosen Blättern, mit nur einer stachligen Spitze.

Sobald die jungen Pflanzen etwa 20 Zentimeter im Durchmesser haben, können sie ausgepflanzt werden in das vorher mit Pföstchen genau ausgesteckte Gelände.

Der günstigste Abstand dürfte 2—2½ Meter im Dreiecksverband sein.

Die Pflanzen wachsen sehr leicht an. Fehlstellen sind selten; große Nässe ist dabei ungünstiger als Trockenheit; ein ganz geringer Grad von Feuchtigkeit im Boden genügt.

Von Schädlingen haben die Pflanzen kaum zu leiden, außer von Pavianen (Hundsaffen), welche die Herzblätter der jungen Pflanze ausdrehen und beknabbern; auch Wildschweine können einigen Schaden anrichten.

Ein bis zwei Jahre kann Baumwolle und anderes als Zwischenkultur zwischen den Sisalagaven gepflanzt werden.

Die Reinhaltungskosten werden auf diese Weise durch den Ertrag dieser Nebenkulturen gedeckt.

Nach drei Jahren haben die Blätter eine Länge von über einem Meter erreicht und können abgeerntet werden. Das geschieht, indem man die untersten reifen, dicken, fleischi-

gen Blätter abschneidet. Dies kann solange fortgesetzt werden, bis die mehrere Meter langen Blüten- und Fruchtdolden erscheinen, wonach die Pflanze abstirbt.

Es ist somit nützlich, die Bildung einer Blütendolde so lange als möglich zurückzuhalten. In der Regel bildet sie sich im fünften bis achten Jahre.

Da die Agave sich aus den Wurzelausläufern fortwährend vermehrt, ist es nicht schwer, dafür zu sorgen, daß für die absterbenden Pflanzen Ersatz da ist, der schon im folgenden Jahre schnittreife Blätter liefern kann.

Die Wurzelschosse erscheinen in großer Zahl und müssen fortwährend ausgehackt werden; es handelt sich also nur darum, an entsprechenden Stellen einzelne Ersatzpflanzen rechtzeitig stehenzulassen.

Auf diese Weise kann ein Feld viele Jahre lang alljährlich schnittreife Blätter liefern.

Die Gewinnung der Faser geschieht auf maschinellem Wege in großen Anlagen. Die Faser beträgt nur drei bis vier Prozent der Blätter; das übrige ist Abfall und wird als breiige Masse durch einen Wasserkanal fortgeschwemmt.

Außer der hierzu gehörigen teuren Fabrik und Maschinenanlagen besteht die Hauptausgabe im Transport der schweren frisch geschnittenen Blätter nach der Fabrik. Es ist unwirtschaftlich, sie mehr als 200 Meter weit tragen zu lassen. Der Transport wird deshalb durch eine (verlegbare) Feldbahn bewerkstelligt.

Die Sisalagave liefert eine sehr wertvolle Faser, den Sisalhanf, aus welchem hauptsächlich große Taue hergestellt werden, nach denen eine steigende Nachfrage besteht, besonderes bei der Marine.

Es ist anzunehmen, daß die Preise lange hoch bleiben werden und diese Kultur eine lohnende Zukunft hat.

Stachlige, der Sisal ähnliche Agavensorten eignen sich

vorzüglich für Hecken und zum Schutz der Grenzen, selbst gegen Elefanten, welche die stachligen Spitzen der Blätter fürchten.

Die Ausfuhr*) von Sisalhanf betrug im Jahre 1904 1 001 036 Kilogramm im Werte von 698 872 Mark. 1913 20 834 630 Kilogramm im Werte von 10 711 591 Mark.

Sie ist also in zehn Jahren um über das Zwanzigfache an Menge und über das Fünfzehnfache an Wert gestiegen.

Kapok.

Der Kapok- oder Seidenbaumwollbaum eignet sich besonders zum Anpflanzen an Straßen, Alleen und Abgrenzungen, aber auch zum plantagenmäßigen Anbau. Er wächst außerordentlich schnell und zu riesigen Dimensionen.

Die Schoten — etwa in der Größe von dicken Bananen — enthalten eine sehr feine, seidige, aber sehr kurzfaserige Baumwolle, welche wegen ihrer Glätte und Kurzfaserigkeit bisher unvermischt mit Baumwolle, Wolle oder Seide nicht versponnen werden kann; sie wird jedoch in ausgiebigem Maße zur Füllung von Polstern, Kissen usw. verwandt, wozu sie sich vorzüglich eignet, weil sie sich nicht klumpt, sondern immer elastisch bleibt. Auch wird sie für Ballons und Luftschiffe verwendet.

Die Kultur macht keine Schwierigkeiten, da der Baum leicht aus Samen zu ziehen ist und rasch emporschießt. Die Ernte ist durch die Höhe des Baumes mit einigen Schwierigkeiten verbunden und der Ertrag bezw. die Einnahme ist nicht groß, jedoch als Nebeneinnahme nicht zu verachten. Es darf wohl angenommen werden, daß bei ausgiebiger Verwendung für Luftschiffballons die Nachfrage und Verwertung mit der Zeit steigen wird.

*) Nach Dr. Karstedt, Deutsch-Ost-Afrika, 1914.

Lebensmittelversorgung.

In den ersten Jahren des Betriebes wurde jeden Abend jedem Arbeiter „Posho", d. h. eine Portion Maismehl, Bohnen oder Reis zu seinem Unterhalt verabfolgt. Das war eine zeitraubende, mühsame und wenig wirtschaftliche Methode, die wir jedoch — weil allgemein üblich — mit übernehmen mußten, weil wir sonst keine Arbeiter bekommen hätten. Wiederholte Versuche, die Rationen statt täglich wöchentlich auszuteilen, scheiterten daran, daß der Neger, so lange er Vorrat hatte, davon in sich hineinstopfte, was nur irgend Platz hatte, in zwei, drei Tagen zu Ende war und die übrigen vier bis fünf Tage hungerte oder vielmehr, statt arbeiten zu können, in den Wald ging und Wurzeln, Beeren und Waldkräuter suchte oder Vögeln nachstellte.

Erst ganz allmählich gelang es, vom System des „Posho" abzugehen, nachdem die Leute soweit erzogen waren, daß sie den Wert des Geldes kennen lernten und mit demselben soweit hauszuhalten lernten, daß sie ihren Bedarf selbst einkaufen konnten.

Eines Tages, am 1. Juli 1910, konnten wir es wagen, das „Posho" abzuschaffen, jedem Arbeiter seine Löhnung um den Wert des Geldes kennenlernten und mit demselben sonur noch Geldlöhnung zu zahlen, und für ihre Verpflegung jeden Sonnabend eine kleine Anzahlung. Nach einiger Zeit funktionierte diese Methode. Bei richtigen Shenzies aus dem Innern hatten wir aber bis zuletzt Not mit diesen Fragen; da griffen nun die bereits kultivierten Kameraden beratend ein.

Ehe der Neger wirklich wirtschaften lernt, werden noch Generationen vergehen. Wir gaben uns alle erdenkliche Mühe, die Leute zur Sparsamkeit zu erziehen, durch Prämien und gute Verzinsung oder durch direkte Versendung

ihrer Ersparnisse mittels Postanweisung nach ihrer Heimat. Jedoch nur die allerwenigsten ließen sich dazu herbei.

Wenn der Neger eine größere Summe Geldes in der Hand hat, ist er nur darauf bedacht, es möglich rasch zu verklopfen.

Er geht zum „Inder", kauft sich ein paar bunte Lappen, mit denen er seinen Körper behängt, oder Stiefel, die er meist auf dem Rücken trägt, oder glänzendes Schmuckzeug und vor allem natürlich eine „Bibi" (Frau), die ebenfalls für genannte Raritäten minus Stiefel sehr empfänglich ist.

Bekommt er irgendeinmal eine größere Summe, sagen wir 100 Rupien (135 Mark) in die Hand, so weiß er damit nichts Besseres anzufangen, als in seinem Dorf eine große „Ngoma" (Tanzfest) zu veranstalten.

Da werden ein paar Öchslein oder Ziegen gekauft und spendiert, große Töpfe mit Pombe (Negerhirsebier) und andere Leckereien aufgestellt. Jedermann ist willkommen, alles lebt herrlich und in Freuden, tanzt und säuft, jauchzt und krakeelt. Es wird geschlemmt, bis das Geld vollständig verbraucht ist. Neidlos freut sich der Geber über das allgemeine Wohlgefallen und fühlt sich in seiner Würde als der Macher des Ganzen.

Wenn er nichts mehr hat, ist er noch einige Zeit „choka" (arbeitsmüde) und läßt sich von den andern durchfüttern.

Eines schönen Tages fällt es ihm ein, daß er nicht mehr „choka" ist und stellt sich wieder zur Arbeit. Der Kreislauf beginnt von neuem.

Sorgen macht er sich nicht unnötig; wozu auch?

Ein solcher Mshenzi ist noch harmlos glücklich. Ob die europäische Kultur ihn glücklicher macht?

Die Europäer haben die Neger von der Sklaverei befreit und ihnen in vieler Hinsicht persönlichen Schutz und ge-

ordnete Verhältnisse gebracht, zugleich aber auch europäische Laster und so manches, was nicht ihr Glück erhöht.

Obgleich wir nun mit den Jahren die täglichen Poshorationen abgeschafft hatten, so mußten doch unsere vielen Arbeiter (zuletzt einschließlich Familie 2000 Köpfe) mit Lebensmitteln versorgt werden, so daß sie ihren Bedarf auf der Plantage eindecken konnten, weil sie sonst die halbe Zeit auf der Suche nach Lebensmitteln in den Nachbardörfern verbummelten.

Zum Teil erfüllten die auf den Wirtschaftshöfen von uns eingerichteten Markthallen den Zweck. Die Neger aus den Nachbardörfern lernten es bald, ihre Erzeugnisse hier anzubringen und ließen sich auch eine Kontrolle von Preis und Güte der Ware gefallen. Die Versorgung durch die Markthallen blieb jedoch häufig ungenügend und unsicher.

Mit Rücksicht darauf und auf eine geregelte Fruchtwechselwirtschaft wurden deshalb auf der Otto-Pflanzung jährlich größere Komplexe mit Mais, Bohnen, Soja u. s. f. bestellt, die bisher in der eigenen Verpflegungswirtschaft lohnende Verwendung fanden.

An eine Ausfuhr solcher Lebensmittel konnte der hohen Frachtsätze wegen leider noch nicht gedacht werden.

Wir kommen später hierauf noch zu sprechen.

Von obigen Kulturen erwies sich besonders die Kultur von Mais erfolgreich. Sie eignet sich ihrer kurzen Vegetationsperiode wegen vorzüglich als Zwischenkultur zwischen Baumwolle, jungen Sisal-, Kautschuk- und Kokospalmenbeständen.

Im Falle der Baumwolle pflegten wir meistens den Mais zuerst zu pflanzen in Reihen von ein Meter Abstand und, sobald er aufgegangen war, je eine Reihe Baumwolle zwischen jeder Reihe Mais.

Der rasch emporschießende Mais gab den jungen Baum-

wollpflänzchen etwas Schutz, hielt auch das Unkraut zurück.

Bis die Baumwollstauden zu blühen beginnen, ist der Mais bei dieser Methode gewöhnlich schon reif und wird abgeerntet, so daß nun die Baumwolle allein im Felde steht.

Diese Methode bietet viele Vorteile und den einzigen Nachteil, daß die Maisstengel, wenn abgeerntet — um nicht Zuchtherde für Ungeziefer zu bilden —, sämtlich ausgerissen, hinausgetragen und verbrannt werden müssen.

Auch Bohnen und Sojabohnen lieferten recht gute Ergebnisse; die Sojabohne meist weniger das erstemal auf einem neuen Feld, bis dasselbe „geimpft" und die Pflanze akklimatisiert war. Das zweitemal auf demselben Feld gedeiht sie in der Regel bedeutend besser, eine Beobachtung, die wir auch bei der Erbse machten.

Nebenbei wurden noch einige Kulturen in kleinerem Maßstab betrieben, wie Luzerne und Bananen, welche dort ganz hervorragend gedeihen.

Für unser europäisches Beamtenpersonal wurde in einem sorgfältig gepflegten Gemüsegarten fast jedes europäische Gemüse gezogen, das unter leichter Überdachung und mit Bewässerung ausgezeichnet gedieh.

Ein großer Mangel herrschte in Obst.

Der Neger dachte, ehe er von der europäischen Regierung dazu angehalten und belehrt wurde, niemals daran, Obstbäume zu pflanzen, außer höchstens Bananen. Was an Obstbäumen vorhanden ist, wurde meist von Indern eingeführt.

Eine Menge tropischer und auch einige europäische Obstsorten gedeihen jedoch vorzüglich in Deutsch-Ost-Afrika. Wein wächst in der ganzen Steppe der Kilossagegend wild; die wilden Weinbeeren schmecken säuerlich, sind aber genießbar.

Wir versuchten, durch Anpflanzung von Obstbäumen aller Art einem empfindlichen Mangel abzuhelfen.

Agavenpflanzschule in Beeten. Dazwischen frisch ausgepflanzte Kokospalmen.

Fabrikanlage: Baumwollschuppen, Entkernungsanlage, Ballenpresse, Mühlenbetrieb, Maschinenhaus. Im Vordergrund: einjährige Kokospalmen.

Gesamtbild.

Es ist hier nicht beabsichtigt, auf alle Einzelheiten einzugehen.

Der Versuch, die achtjährige vielseitige Entwicklung einer Pflanzung von der Ausdehnung der Otto-Pflanzung in einer kleinen Broschüre zusammenfassend darzustellen, muß unter allen Umständen Unvollständiges bieten.

Es sollte hier nur in allgemeinen Zügen schlicht und ungefärbt ein Beispiel eines Betriebes nach Selbsterlebtem anschaulich vorgeführt werden, damit die in den Kolonien geleistete Kulturarbeit auch von solchen Kreisen Deutschlands gewürdigt werden kann, die bisher den Kolonialfragen verständnislos, vielleicht sogar ablehnend gegenüber standen.

Die beigefügten Bilder veranschaulichen durchweg nur Selbserlebtes. Dadurch dürften sie an Beweiskraft gewinnen.

Es dürfte aus den Erzählungen hervorgehen, daß wir Pflanzer nicht, wie manche Kreise glauben, und wie sogar im deutschen Reichstags schon behauptet wurde, unsere Aufgabe darin sehen, die Neger zu verdrängen oder möglichst auszunützen, sondern im Gegenteil sie als den wertvollsten Schatz der Kolonie zu betrachten und zu pflegen, daß durch unsere Arbeit und unsere Leistungen, die selbstverständlich in erster Linie einen wirtschaftlichen Nutzen für unser deutsches Vaterland bezwecken, wie durch Vorbild nebenbei auch der Neger kulturell gehoben wird, indem er zur Ordnung, Pünktlichkeit und zur nützlichen, stetigen Arbeit erzogen wird. Er wird dadurch wirtschaftlich und moralisch gestärkt, entgegen so manchem, mit dem der Europäer den Eingeborenen „beglückt", und das ihn in seinem ganzen natursittlichen Empfinden unendlich schädigt.

Hauptsächlich sollen diese Ausführungen dazu dienen,

zu zeigen, welch ungeheuren Werte an Arbeitsleistung, Kapital und organisatorischer Tätigkeit bereits in unseren Kolonien stecken, die, wenn sie auch vorübergehend von den Feinden besetzt sind, dem deutschen Reiche nicht verloren sein dürfen.

In der Zeit seit 1907 hat die ganze Umgebung von Kilossa (wie wohl die meisten Bezirke, in welchen europäische Plantagen ins Leben gerufen wurden) ein völlig verändertes Bild gewonnen.

Aus dem wilden unzugänglichen Wald war allmählich eine wohlgeordnete Plantage hervorgegangen, welche an Ausdehnung den größten Rittergütern Deutschlands sich an die Seite stellen kann.

Von den bis 1914 unter Kultur gebrachten nahezu 2000 Hektaren waren 416 Hektar mit Sisal, 200 mit Kautschuk, über 100 mit Kokospalmen, 1050 Hektare mit Baumwolle und das übrige mit Mais, Bohnen und sonstigen Lebensmittelkulturen bepflanzt, außerdem Zwischenkulturen zwischen Baumwolle, Kautschuk, Sisal und jungen Kokospalmen.

Auf dem Gelände, durch welches vorher nur einzelne, nur fußbreite gewundene Negerpfade durch Wald und Busch von Dorf zu Dorf führten, waren unterdessen zur Erleichterung des Betriebes etwa 160 Kilometer schöner Wege und Straßen erbaut, zum Teil als Alleen mit Kokospalmen, Kautschuk und Kapokbäumen bepflanzt. Die alte morsche Holzbrücke über den Mkondokwafluß wurde von uns derart erneut und verstärkt, daß über sie im Jahre 1913 eine 80-PS.-Lokomobile auf Schienen transportiert werden konnte.

Der früher nur durch Träger bewerkstelligte Transportbetrieb war längst durch Ochsenwagen ersetzt, und auch dieser erwies sich zuletzt als ungenügend, so daß im Jahre

vor dem Kriege bereits 20 Kilometer Feldbahn bestellt und mit dem Legen der Schienen bereits begonnen war. Der Ausbruch des Krieges hat die Vollendung der Feldbahn verhindert.

Der Transport der oben erwähnten großen Lokomobile von der Eisenbahnstation Kilossa bis nach unserer Fabrik — 4 Kilometer — dürfte seiner Eigenartigkeit wegen interessieren, da uns in Afrika natürlich noch nicht die Hilfsmittel zu Gebote standen, die man hierzulande hat.

Vom Güterwagen am Bahnhof in Kilossa wurde die Lokomobile auf einen Trollywagen umgeladen, welchen die Eisenbahnverwaltung uns zur Verfügung stellte. Für den Transport hatten wir zweimal 30 Meter Schienen gekauft. Die Schienen wurden streckenweise vor die Maschine gelegt und diese dann durch Neger darübergezogen. Besonders schwierig war das Umstellen der schweren Lokomobile von den Schienen der Staatsbahn auf unsere eigenen, provisorisch gelegten dadurch, daß dafür nur eine abschüssige Stelle vor der Brücke in Frage kam. Das erste Bild veranschaulicht diesen Vorgang; die weiteren zeigen das Vorlegen der Schienen, das Ziehen der Maschine über dieselben und die Einfahrt ins Maschinenhaus.

Je mehr der Betrieb sich ausdehnte, umsomehr mußte auch der innere Ausbau vervollkommnet, die Organisation und Verwaltung geregelt, solide Gebäulichkeiten errichtet werden.

Der bisher unter Kultur gebrachte Teil der Plantage hatte eine Ausdehnung von über 19 Quadratkilometern (1900 Hektaren) und war eingeteilt in drei Werke: ein Hauptwerk von 880 Hektaren, ein Vorwerk von zirka 600 Hektaren und ein zweites von vorerst 450 Hektaren, je von einem deutschen Beamten als Vorwerksleiter verwaltet.

Auf der Plantage waren außer der Leitung 10—12 europäische Beamte als Pflanzungs- und Büroassistenten, Ingenieure, Maschinenschlosser und Maschinisten, welche in, wenn auch noch einfachen Wohnhäusern aus Stein und Zement untergebracht waren.

Der Wirtschaftshof bestand aus einem Bürogebäude, einem Kaufladen und Vorratsmagazin — einer Markthalle mit Schlächterei, Gerätemagazin, Wagenschuppen und Stallgebäude für Reittiere und Zugvieh. Die Vorwerke hatten je ein Wohnhaus für den jeweiligen deutschen Verwalter mit den zugehörigen Wirtschaftsgebäuden. Die Fabrik enthielt eine mit 12 Maschinen ausgestattete Entkernungsanlage, eine komplizierte Saatreinigungsmaschine, eine Lintermaschine, hydraulische Ballenpresse, Schrotmühle und Feinmühle, Maisentkörner, eine Kreissäge und eine Schmiede- und Reparaturwerkstätte. Das ganze war betrieben von einer 80-PS.-Lanzlokomobile und einem 26-PS.-Benzinmotor. Im Aushilfsfalle konnten auch die beiden 16-PS.-Dampfpflugmaschinen herangezogen werden. In zwei großen Schuppen wurde die Baumwolle gelagert. — In der Nähe des Fabrikgebäudes waren Kunstdüngerversuchsfelder angelegt worden. Die Fabrik selbst wurde den Bedürfnissen entsprechend immer weiter ausgebaut und war schon zu einem respektablen Betriebe herangewachsen. Im Jahre 1915 sollte noch eine große Sisalentfaserungsanlage mit einer Neukoronna-Maschine von Krupp dazukommen. Der Krieg hat dies verhindert.

Die Abbildung zeigt ein Gesamtbild über einen Teil der Plantage, deren Längenausdehnung, soweit unter Kultur gebracht, etwa 6 Kilometer betrug.

Drei Arbeiterdörfer sind für die auf der Plantage beschäftigten Farbigen erbaut, in welchen etwa 2000 Menschen Unterkunft fanden.

Um sie zu dauernder Ansiedlung bei uns anzuregen, erhielt jeder, der es wünschte, ein Stück Land zugeteilt, auf welchem er mit seiner Familie pflanzen durfte, was er wollte und dessen Ertrag er für sich verwenden konnte.

Die ursprünglich geplante Bewässerungsanlage hat sich als weit schwieriger und teurer erwiesen, als gedacht war. Jedoch wurde seit 1912 auf einem kleinen Teil der Plantage eine Bewässerung probeweise durchgeführt, deren Resultate noch nicht abgeschlossen sind. Dieser Teil war alljährlich Überschwemmungsgebiet gewesen, wurde von uns entwässert und die Kanäle so angelegt, daß sie gleichzeitig zur Bewässerung dienen konnten. Das Wasser dazu wurde in einem zwei Kilometer langen Kanal vom Mkondokwafluß hergeleitet.

Die Trinkwasserschwierigkeit ist ebenfalls gelöst durch eine in den Bergen entdeckte Quelle, deren Wasser in einer 4 Kilometer langen Leitung nach dem Wirtschaftshof und den Wohnhäusern hergeführt wird.

Im übrigen werden die Abbildungen manchen Allgemeineindruck ermöglichen, ohne daß hier dieselben näher erläutert werden.

Ich habe früher bereits gesagt, daß man uns Pflanzern vorwirft, wir verdrängten die Neger und beraubten und betrögen sie systematisch.

Daß einzelne Fälle vorgekommen sein mögen, in welchen die Anklagen berechtigt waren, sei zugegeben. Aber ich behaupte mit aller Bestimmtheit, daß es nur vereinzelte Fälle gewesen sein können, wo Leute mit Schlechtigkeit solchen Unverstand verbanden, und daß ein Verallgemeinern durchaus unberechtigte Verleumdung des Pflanzerstandes ist und war.

Aus meinen Ausführungen dürfte hervorgehen, daß die

Arbeiterfrage die wichtigste im gesamten Plantagenbetrieb ist; daß sein ganzes Wohl und Wehe von ihr abhängt.

Schon der Egoismus muß uns dazu nötigen — (abgesehen vom Gerechtigkeitssinn, der jedem anständigen Mitteleuropäer innewohnt) —, daß wir im eigensten Interesse unsere Arbeiter gut und gerecht behandeln, um ihr Vertrauen zu gewinnen.

Wer dies nicht tut, wird bald seinen guten Namen verlieren, der bei den Negern in Afrika niemals zurückzugewinnen ist, und wird dann stets die größten Schwierigkeiten in der Beschaffung von Arbeitern haben, bald überhaupt keine mehr bekommen.

Es ist unter uns Pflanzern ein stillschweigendes Übereinkommen, daß der Neger unter allen Umständen die vereinbarte Löhnung gerecht und pünktlich erhalten muß, und wenn er sie noch so wenig verdient hat.

Es ist Sache des Pflanzers, dafür zu sorgen, daß der Neger die dem Lohn entsprechende Arbeit leistet.

Aber den hilflosen Neger, der oft nicht bis fünf zählen kann, um seinen Lohn zu betrügen, ist die größte Gemeinheit, die ein Afrikaner verüben kann. Wenn eine solche Handlung von einem Pflanzer bekannt wird — und sie würde sehr bald bekannt —, so ist er für seine Nachbarn völlig erledigt, kein Mensch wird mehr mit ihm verkehren, die gegenseitige Unterstützung in allen Angelegenheiten, die sonst üblich ist, würde auf ihn nicht angewandt werden; denn er schädigt nicht nur sich selbst — davon kann ihn niemand abhalten, wenn er sich selbst den Hals zuschnüren will —, sondern er schädigt alle seine Nachbarn, indem er das unbedingte Vertrauen, das der Neger zur Rechtlichkeit und zweifellosen Zuverlässigkeit seines Herrn haben muß, untergräbt.

Unser Verhalten den Negern gegenüber muß im Gegen-

teil so sein, daß wir — weit entfernt davon, sie verdrängen zu wollen — sie im Gegenteil anziehen, zu Ansiedlungen in unsrer Nähe anregen und ein durchaus patriarchalisches Verhältnis zu ihnen herstellen.

Volles Vertrauen ist Grundbedingung.

Ein sehr gutes Mittel hierzu ist — jedem Arbeiter, der sich zur Arbeit meldet, außer seiner Wohnhütte auf seinen Wunsch ein kleines Stück Land zuzuteilen, das er für sich selbst bearbeiten und dessen Ertrag — natürlich nur Lebensmittel — er für sich verwenden darf.

Für das Vertrauen, das die Negerbevölkerung zu uns Pflanzern tatsächlich faßte, ist die Entwicklung der Umgebung von Kilossa der beste Beweis.

Als wir 1907 dort die Arbeit begannen, war Kilossa ein ärmliches Nest von 26 elenden Hütten und in der ganzen Umgegend kaum 1000 bis 2000 Menschen. Unterdessen sind dort außer unserer Pflanzung noch eine ganze Anzahl andere größere und kleinere Europäerbetriebe entstanden.

Kilossa ist nun ein ganz bedeutender Platz mit Dutzenden von einträglichen Kaufläden, Hunderten von gut gebauten Negerhäusern und Hütten, und in der Umgegend haben sich an die 15 000 Neger angesiedelt.

Das ist doch ein Zeichen, daß wir die Negersiedlungen nicht verdrängt, sondern im Gegenteil in unsere Nähe gezogen haben.

Viele von ihnen sind ehemalige Arbeiter unserer Pflanzungen, die sich stets von Zeit zu Zeit wieder bei uns zur Arbeit meldeten.

Während wir in den ersten Jahren mit viel Geld und Mühe Arbeiter aus dem Innern anwerben mußten, war in den letzten Jahren das freiwillige Angebot von Arbeitern, die sich ganz von selbst meldeten, zeitenweise größer als unser Bedarf, obgleich wir, nachdem die Konkurrenz durch den

Eisenbahnbau vorüber war, die Löhne wieder auf einen vernunftgemäßen normalen Stand zurückgebracht hatten.

Viele dieser Leute siedelten sich nach vollendeter Arbeitsverpflichtung in der Nähe an und suchten die Arbeitsmethoden, die sie bei uns gelernt haben, nachzuahmen, auch in der planmäßigen Anlage ihrer Hütten, kleinen Gärtchen um dieselben und mit der Schnur gezogenen geraden Wegen; alles Neuerungen und Fortschritte, die dem Neger vor unserem Kommen völlig unbekannt waren.

Auf diese Weise haben wir die ganze Umgegend günstig beeinflußt, dem Neger etwas Ordnungsliebe anerzogen und seine ganze Lebensgestaltung gehoben.

Daß man bei Beurteilung solcher — oft sehr geringer — Fortschritte einen kleinen Maßstab anlegen muß, ist selbstverständlich. Man kann sich aber über sie mit derselben Liebe freuen, wie über die ersten unbeholfenen unsicheren Schrittchen eines kleinen Kindes.

Im Jahre 1912 hatten wir die Ehre, den Kolonialstaatssekretär Exz. Dr. Solf auf der Pflanzung begrüßen zu können.

Er widmete Kilossa einen Tag und besichtigte eingehend unsere Pflanzung und die Maschinenanlagen, wobei ich ihn führen durfte.

Am Abend war in Kilossa eine Versammlung aller Pflanzer aus der Umgegend. Dr. Solf schilderte uns dabei in einer Ansprache seine Eindrücke und sagte zusammenfassend, daß unsere Leistungen und Erfolge ihn mit großen Hoffnungen erfüllten. Die Kulturen auf der Otto-Pflanzung zeigten ein erfreuliches Bild. Wenn alle so arbeiten, wie es dort geschieht, werde der Erfolg nicht ausbleiben.

Das waren sehr erfreuliche Worte.

Phot. Vincenti, Daressalam.

Trocknen der Kokosnüsse (Kopra).

Phot. Vincenti-Daressalam.

Agavenhecke — undurchdringliche Abgrenzung.
Rechts: Negerhirsefeld.

Der Herr Staatssekretär hat auf seiner Reise durch Deutsch-Ost-Afrika den hohen Wert dieser größten und schönsten unserer Kolonien für die ganze Zukunft der deutschen Volkswirtschaft wohl erkannt und seither wiederholt öffentlich besprochen.

Es steckt dort freilich noch vieles in den Kinderschuhen und große Aufgaben stehen der deutschen Kulturarbeit für später bevor, wenn wir nach dem Kriege unsere Kolonie wieder zurückerhalten.

Zukunftsmöglichkeiten.

Mit den bisher erwähnten Kulturen sind übrigens die Möglichkeiten für Deutsch-Ost-Afrika noch lange nicht erschöpft.

Je nach der Höhenlage und den Regenverhältnissen sind die Gegenden geeignet für die Kultur von Kaffee, Tee, Kakao, Vanille u. s. f.

Manche Tetse-freie Gegenden sind sehr geeignet für Vieh-, Pferde- und Schafzucht. Ein Farmer ist mir bekannt, der bei Neulangenburg über 2000 Stück Vieh besaß. Jetzt ist auch er in englische Kriegsgefangenschaft geraten.

Der Anbau von Weizen wurde in den Seengegenden von Missionaren in kleinem Stil eingeführt und rasch von den dortigen Eingeborenen aufgenommen. Er bildet schon jetzt einen wichtigen Faktor in der Ernährung jener Gegenden, könnte auch noch zu einem Exportartikel nach Deutschland werden. Auch Kartoffelbau, Obstbau und anderes ist längst eingebürgert, vielfach auch unter Eingeborenen.

In tiefergelegenen wasserreichen Gegenden hat der Reisbau noch eine bedeutende Zukunft.

Die Neger gewöhnen sich mehr und mehr an dies wertvolle Nahrungsmittel, obgleich es bis jetzt nur zum gering-

sten Teil in Deutsch-Ost-Afrika gebaut und bisher in großen Schiffsladungen von Indien eingeführt und zu teuren Preisen abgesetzt wurde. So lange die Preise so hoch stehen, ist diese Kultur wohl auch für europäische Betriebe lohnend.

Ein vorzüglich gedeihendes Produkt ist der Mais und die Hirse. Die Kultur der letzteren (der Hirse) ist allerdings nur für die Eingeborenen lohnend. Leider schließt der teuere Tarif der Deutsch-Ost-Afrika-Dampfschiffahrtsgesellschaft den Export nach Deutschland völlig aus. Es könnten riesige Mengen erzeugt und ausgeführt werden, wenn nach dem Kriege der in Südafrika übliche billige Transporttarif eingeführt würde.

Man wunderte sich schon lange darüber, daß die maßgebenden Ämter sich nicht ein Vorbild an den mit Südafrika verkehrenden Transportgesellschaften nehmen.

Für Südafrika nämlich gilt ein fester Tarif:

Ein Sack Mais von 200 Pfd. kostet dort von irgendeiner Eisenbahnstation nach der Küste 1 Mark, einerlei ob dieselbe 20 oder 500 engl. Meilen vom Hafen entfernt ist, und wieder vom Hafen nach dem Markt in London 1 Mark, also im ganzen von der Erzeugungsstelle bis zum Markt in London 2 Mark, d. h. pro Zentner 1 Mark.

Warum können deutsche Exportlinien nicht ebensolche Tarife einführen? So lange schon allein der Transport von 100 Kilogramm Mais von der Pflanzung bis Hamburg 8 bis 10 Mark kostet, ist natürlich eine Ausfuhrmöglichkeit ausgeschlossen. Dadurch gehen für die Ernährung des deutschen Volkes ungeheure Werte verloren.

Ähnliche Möglichkeiten sind in der Kultur von Bananen, die in Deutsch-Ost-Afrika vorzüglich gedeihen, gegeben, so bald ein Markt dafür geschaffen wird. Ebenso für die Hanfbanane, Musa textilis, aus welcher der Manillahanf gewonnen wird.

Eine bedeutende Zukunft hat die unter günstigen Verhältnissen sehr lohnende Straußenzucht, die schon da und dort in bescheidenem Maße in die Hand genommen wurde, u. a. auch von Hagenbeck am Kilimandjaro. Sie dürfte sicher gelingen, da der Strauß in Deutsch-Ost-Afrika wild lebt.

Ebenso wichtig ist die Hebung der gänzlich rückständigen Landwirtschaft der Eingeborenen. Der Neger steht noch auf einer Stufe, aus der er nur durch die vorbildliche Einwirkung des Europäers gehoben werden kann. Von selbst macht der Neger keinen Fortschritt, lernt auch nicht von selbst, was er dem Europäer ohne weiteres abgucken könnte. Erst wenn er einmal richtig, d. h. systematisch gelehrt worden ist, sucht er einiges nachzumachen, verfällt aber bald wieder in sein altes Wesen, wenn er nicht immer wieder zur Ordnung angehalten wird.

Das geschieht am besten durch deutschen Einfluß.

Aus diesem Grunde und auch weil die Kriegsereignisse klar gezeigt haben, wie wichtig und wertvoll die weiße Bevölkerung für unsere Kolonien ist, müßte die Ansiedlungsmöglichkeit — natürlich unter richtiger Auswahl der Persönlichkeit im Einzelfall — für Deutsche in jeder Weise erleichtert werden. Die in Deutsch-Ost-Afrika geltenden Kulturverpflichtungen haben gewiß ihren Wert, um Landspekulationen zu erschweren; aber um die Lust zur Ansiedlung anzuregen, dürfte man sich nicht scheuen, an Britisch-Rhodesia ein Vorbild zu nehmen. Dort erhalten Farmer freie Bahnfahrt und freies Gepäck von jedem südafrikanischen Hafen aus. Sämtliche Reisen, die im Lande gemacht werden, um eine geeignete Farm zu finden, werden vergütet. Landinspektoren weisen Fremde auf verfügbares Land hin.

Kulturverpflichtungen bestehen auch, aber nicht unter Strafandrohung im Unterlassungsfall, wie bei uns, sondern

es werden für die Erfüllung derselben Prämien ausgesetzt, wie auch für das Anpflanzen von Obstbäumen, Nutzhölzern, lebenden Hecken und Stachelzäunen. Namentlich werden dem neuen Ansiedler mit weitgehendem Kredit große Vorschüsse gewährt. Kurzum, der Ansiedler wird seitens der dortigen Regierung — Rhodesia-Company — in jeder Weise unterstützt.

Der Erfolg dieser großzügigen Wirtschaftspolitik ist eine überraschend schnelle Besiedlung und Erschließung von Rhodesien gewesen, von der die Regierung selbst wieder in vielfacher Weise ihren Nutzen zieht. In solchen Fragen wäre den bestimmenden Leitern auch unserer Kolonialbehörden mehr Großzügigkeit zu empfehlen, wenn wir auch anerkennen wollen, daß die Verwaltung von Deutsch-Ost-Afrika unter dem letzten ausgezeichneten Gouverneur Dr. Schnee wesentliche Fortschritte gemacht hat.

Auch die Industrien haben in Deutsch-Ost-Afrika gute Entwicklungsmöglichkeiten. Es ist kein Grund vorhanden, warum nicht auch dort im Laufe der Zeit Webereien, Spinnereien und manch andere Industrie entstehen sollten, so gut wie in anderen Tropenländern, z. B. Indien. Für Papierfabriken und Furnierhölzer liefern die dortigen Wälder überaus wertvolles Material.

Der Mineralienreichtum ist ein sehr großer. Gold, Glimmer, Asbest, Kupfer, Erze, Eisen und auch Steinkohlen sind verschiedentlich nachgewiesen.

Das Handwerk jeder Art hat in Deutsch-Ost-Afrika einen ganz besonders goldenen Boden.

Nötig ist, die Eingeborenen menschenfreundlich, dabei streng und gerecht zu behandeln, ich möchte sagen: bis sie zu einer höheren Kulturstufe erzogen sind, mit einem wohlwollenden Despotismus, um dadurch ihr volles Vertrauen und ihre Zuneigung zu gewinnen.

Möge es uns vergönnt sein, die so jäh unterbrochene Kulturarbeit nach dem Kriege neu aufzunehmen und zur schönsten Entfaltung zu bringen.

Krieg.

Vorerst ist nun das Werk unserer ganzen vieljährigen Kulturarbeit, an dem jeder von uns draußen mit Liebe hing, der Vernichtung preisgegeben.

Der jetzige Krieg mit seinen entsetzlichen Begleiterscheinungen hat so manches große Kulturwerk in unseren Kolonien zerstört, so manchen in jahrzehntelanger harter zielbewußter Arbeit der Wildnis und Unkultur abgerungenen Erfolg wieder vernichtet, nach und nach die ganze Welt in Mitleidenschaft gezogen und Umwälzungen hervorgebracht, die niemand für möglich gehalten hätte. Der oft vorausgesagte, meist für phantastische Schwarzseherei erklärte Weltbrand ist zur Tatsache geworden; denn es gibt wohl kein Land mehr auf der Erde, das nicht in irgendeiner Weise durch den Krieg wenigstens indirekt in Mitleidenschaft gezogen wäre.

Aber das genügt unsern Feinden, die ihn heraufbeschworen haben, noch nicht; es sollen noch immer neue Länder direkt mit hineingezogen werden. Selbst die entferntesten Länder sollen gezwungen werden, uns ohne irgendwelchen triftigen Grund den Krieg zu erklären, nur weil die Deutschen begonnen hatten, sich in der Welt geltend zu machen, auf fremde Länder Einfluß auszuüben und da und dort blühende Kolonialreiche zu errichten.

Man wollte überall die wehrlosen im Bereiche fremder Länder befindlichen Angehörigen Deutschlands und seiner Bundesgenossen vernichten, ihre Schiffe beschlagnahmen und für England nutzbar machen, ihren Handel und Industrie lahmlegen und auf alle Zeiten ausschalten, kurz, die

Produktion, die Industrie und den Handel der gesamten Welt unter Englands Machtbereich stellen.

Ein Ehrgefühl, scheint es, gibt es für den Engländer und für den ganz zu seinem Diener herabgesunkenen „ritterlichen" Franzosen nicht mehr. Nur der maßlose Brotneid, der niedrigste Haß und Rachsucht sind ihr leitender Gedanke.

Wenn drei nicht genügen, einen tapferen Gegner niederzuschlagen, werden zehn herbeigeholt; und wenn er diesen auch noch stand hält, dann wird die ganze Welt zu Hilfe gerufen und dazu noch alle bösen Geister: Schamlose Lüge, giftige Verleumdung, Bestechung, Hungerkrieg und jede erdenkliche Niedertracht!

Es war das rasche Emporstreben, die geistige und physische Größe Deutschlands ihre wirtschaftliche und industrieelle Entwicklung, ihr inneres und äußeres Wachstum und ihr Handel, der durch Güte der Ware, durch die strebsame Tatkraft der deutschen Kaufleute rasch die Weltmärkte zu erobern im Begriff war, was insbesondere England mit Sorge um seine eigene Zukunft erfüllte und es zu diesem Kampf auf Leben und Tod angestachelt hat.

Den mit Gefahren verbundenen Kampf auf dem europäischen Kontinent wollte England anfangs möglichst seinen Bundesgenossen überlassen in der mutvollen Absicht, nachdem diese die Hauptarbeit getan hätten, dem schwerverwundeten und geschwächten Feinde den Todesstoß zu versetzen.

Das war der von Kitchener, Grey, Asquith, Churchill u. a. mit zynischer Offenheit dem englischen Volke verkündete Plan. Und England fand ihn natürlich und gut.

Es kam jedoch anders. England wird selbst im Innersten getroffen. Der U-Bootkrieg hat seine eigene Existenz in Gefahr gebracht. Angsterfüllt muß es selbst kämpfen um Sein

oder Nichtsein, hart und zäh, und auf europäischem Boden vor seinen eigenen Küsten alles aufs Spiel setzend. Für Englands Selbstüberschätzung ein ganz unerhörter Vorgang!

Vor allem hatte Englands Beutegier und Ländersucht von Anfang an die Augen auf unsere schönen Kolonien, die durch deutsche Tatkraft, deutsches Wissen und Können und durch deutschen Erziehergeist erschlossen waren, gelenkt. Mit dem ihm eigenen Scharfblick hat es unsere schwächste Stelle erkannt. Es glaubte nach unseren afrikanischen Kolonien als leicht zu erhaschender Beute die Hände ohne große Gefahr ausstrecken zu können, denn es wußte wohl, daß diese — im Vertrauen auf internationale Abmachungen — auf keinen Angriff seitens einer europäischen Macht vorbereitet und deshalb ungenügend verteidigt waren. Unsere Kolonien mußten — wenn es gelang, jede Verbindung nach außen und jede Zufuhr vollständig abzuschneiden — ohne viel Mühe über kurz oder lang niedergerungen werden können.

Dort waren noch scheinbar mühelos Lorbeeren zu holen, Beute ohne große Gefahr, zumal in Kamerun und Togo die Franzosen mithalfen, in Deutsch-Südwest-Afrika die Buren und in Deutsch-Ost-Afrika Belgier, Portugiesen, Inder und andere.

Nacheinander mußten nun — wenn auch nach tapferem und zähem Widerstand unserer braven Schutztruppen und Ansiedler — die Kolonien unter der Übermacht in seine Hände fallen. So erging es Deutsch-Neu-Guinea und den Südsee-Inseln und ebenso Togo, Kamerun und Deutsch-Süd-West.

Fast die gesamte weiße Bevölkerung von Kamerun und Togo wurde aufs schimpflichste behandelt und in ungesunde Gegenden verschleppt. —

Als vor einiger Zeit arbeits- und verdienstlose Bewohner

Belgiens von unserer Verwaltung unter jeder Rücksichtnahme nach Deutschland verbracht wurden, entfachte England darüber einen Entrüstungssturm über die ganze Welt. — Es war nie verständlich, daß in Deutschland sich kaum ein Mensch rührte, um diesem Entrüstungsgebaren gegenüber die Verschleppung der gesamten deutschen Zivilbevölkerung aus den besetzten Kolonien an den Pranger zu stellen. Diese wurde zum Teil nach entfernten Gegenden, von Indien nach Australien, von Afrika nach Indien, von West-Afrika nach Marokko und weiß Gott wohin verschleppt; nicht nur wehrfähige Männer, auch Frauen und Kinder, unter rohesten Mißhandlungen und schimpflichster Entehrung vor den Eingeborenen und durch sie. Außer einigen Kolonialzeitungen brachte die deutsche Presse meist nur kurze Berichte darüber, ohne weitere Kommentare. — Jedenfalls dürfte in die neutrale Presse wenig genug über die Rohheiten und Scheußlichkeiten, die an wehrlosen deutschen Zivilgefangenen verübt wurden, gekommen sein.

Diese anscheinende Gleichgiltigkeit unserer gesamten Presse unseren überseeischen Landsleuten gegenüber ist wohl der sicherste Beweis dafür, daß im deutschen Volke im ganzen auch jetzt noch sehr wenig Verständnis für Kolonialfragen und Überseebeziehungen und für die Bedeutung und Notwendigkeit vom Besitz von Kolonien für das deutsche Wirtschaftsleben vorhanden ist, trotzdem das deutsche Volk gerade durch den Krieg eines Besseren belehrt sein sollte, nachdem es sich gezeigt hat, wie sehr es uns an den nötigsten Lebensbedürfnissen fehlt, sobald die Zufuhr aus den Tropen abgeschnitten ist. Wenn wir nach dem Kriege nicht in den Besitz von Kolonien gelangen, so haben es unsere Feinde in der Hand, auch in Friedenszeiten uns diesen Mangel auf das empfindlichste fühlen zu lassen und uns in dauernder wirtschaftlicher Abhängigkeit zu halten.

Nur unsere Heldenschar in Deutsch-Ost-Afrika hält noch den von allen Seiten andringenden Feinden mit unbeugsamem Mute und unübertrefflicher Tapferkeit Stand.

Schon aus rein menschlichen Gründen verdienten unsere tapferen, schwergeprüften Pioniere draußen in den Tropen unsere Teilnahme in viel stärkerem Maße, als ihnen in der Heimat von der Allgemeinheit zuteil wird. Dieser Mangel an Teilnahme ist gewiß nur auf Unkenntnis der Verhältnisse zurückzuführen. Wer nicht selbst draußen längere Zeit im Busch abseits der Verkehrszentren gelebt hat, kann sich unmöglich eine richtige Vorstellung davon machen, wie groß die Leistung unserer Brüder draußen ist, die sich nun schon seit bald drei Jahren so tapfer wehren.

Man bedenkt nicht, daß in Deutsch-Ost-Afrika die gesamte weiße Bevölkerung vor dem Kriege noch nicht 6000 Seelen stark war, einschließlich Frauen und Kinder und vieler Ausländer, wie Griechen, Italiener, Schweizer, Engländer, so daß wohl höchstens 3000 waffenfähige deutsche Männer da sein konnten. Und unter welchen Verhältnissen mußten diese kämpfen, in kleinen Abteilungen über das große Land verteilt! Gewiß zeigen auf europäischem Boden unsere tapferen Feldgrauen denselben Heldenmut; aber sie haben den Vorteil einer großartigen Organisation, die sie mit allem Nötigen versorgt, die rechtzeitig Ersatzmannschaften, Waffen und Munition, sowie die leibliche Verpflegung heranschafft. Ihre Stimmung wird aufrecht erhalten durch das Bewußtsein ihres Sieges und der Kraft, durch immer neue Liebesgaben, Briefe aus der Heimat und ein Zusammenhalten unseres ganzen Volkes in Liebe und Treue; und wer verwundet oder krank wird, erhält die beste Pflege und Behandlung, die möglich ist.

Auf all das müssen unsere Braven in den Kolonien verzichten. Seit über drei Jahren sind sie von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, erhalten statt Zufuhr von Ersatztruppen, Munition und allen Lebensbedürfnissen nur die Lügennachrichten unserer Feinde, die in überwältigender Übermacht über sie hergefallen sind. Sie kämpfen unter der glühenden afrikanischen Sonne, in weglosen Wäldern und fiebergeschwängerten Sümpfen, ohne genügende ärztliche Verpflegung. Jeder Trunk Wasser bringt ihnen Gefahr mörderischer Tropenkrankheiten, und dann mangelt es an ärztlicher Verpflegung und allen nötigen Hilfsmitteln und Einrichtungen zur Gesundung. Eine Heimat haben sie nicht mehr; ruhelos werden sie im unwegsamen Busch umhergeworfen. Kein auf eine Postkarte hingeworfenes liebendes Wort von Vater oder Mutter, Gattin, Schwester oder Braut erreicht sie. In heldenhaftem Duldertum kämpfen sie einen hoffnungslosen Kampf, wochen-, monate-, jahrelang! Nur die deutsche Kraft, Treue und Pflichtgefühl hält sie aufrecht.

Ehre unseren Tapferen in den Schützengräben! Aber vergessen wir nicht, daß draußen in Afrika von unseren braven Pionieren des Deutschtums ein noch größeres und tieferes Heldentum gefordert wird. Und wie viele sind ihm schon zum Opfer gefallen!

Was wir ihnen tun können, ist nur, ihrer in Liebe und Bewunderung zu gedenken.

Aber die Lage unserer tapferen Brüder ist noch längst nicht hoffnungslos. Immer wieder ist es ihnen gelungen, die Feinde abzuhalten und stellenweise sogar angreifend vorzugehen. Die furchtbare, mehr als zwanzigfache Übermacht der Gegner ist elend zu Schanden geworden. Eine solche

ungeheure Truppe von Menschen, Reit- und Zugtieren und Wagen ist während der Regenzeit im afrikanischen Busch den größten Schwierigkeiten ausgesetzt. Genügender Nachschub und gut funktionierende Organisation ist fast ausgeschlossen. Briefliche Berichte, in südafrikanischen, holländischen und auch englischen Zeitungen veröffentlicht, erzählen von grauenerregenden Zuständen. Die Pferde, Maultiere und Ochsen sind bis auf die letzten an der Tsetseseuche zugrunde gegangen. Die Wagen sind im Sumpf und Urwald stecken geblieben; für Automobile und Flugzeuge ist kein Betriebs- und Reparaturmaterial zu bekommen, und die feindlichen weißen Truppen sind zu Tausenden an Malaria, Schwarzwasserfieber und Dysenterie erlegen. Die schwarzen Hilfstruppen sind unzufrieden und aufsässig, die völkerrechtswidrig zu Trägerdiensten gepreßten Deutsch-Neger widerwillig. Durch all dies ist der Zustand der Angriffstruppen geradezu hoffnungslos, ihr weiteres Vordringen fast unmöglich. Überschwemmungen, Fieber, Dysenterie und Tsetsefliege haben den Feinden jedenfalls schwerere Verluste beigebracht als unsere wenigen Tapferen ihnen zufügen konnten. Unter diesen Umständen wird wohl auch eine Neuausrüstung von Südafrika aus wenig Aussicht auf Erfolg haben, um so weniger, als in Südafrika die Bewegung zugunsten einer selbständigen Republik so sehr an Boden gewinnt, daß britische Zeitungen längst von einer „most alarming" Gesinnung der Buren berichten.

Fast Übermenschliches haben unsere tapferen Verteidiger Deutsch-Ost-Afrikas ausgehalten; ein Mehr scheint fast unmöglich. Aber fest bleibt uns die Hoffnung, daß sie sich noch weiter durchkämpfen, bis die Erfolge unserer Tauchboote, verbunden mit den für die Engländer in Indien immer

schwerer werdenden Verhältnissen den Krieg zu Ende bringen, ehe Deutsch-Ost-Afrika ganz erdrückt wird.

Aber selbst wenn unsere letzte Kolonie schließlich unterliegen sollte, müssen wir unter allen Umständen den festen Willen behalten, nach siegreicher Beendigung dieses Riesenkampfes ein neues und größeres und für alle Zukunft besser bewehrtes Kolonialreich zu besitzen; denn ein solches ist für die Neuentwicklung des Deutschen Reiches eine unerläßliche Lebensbedingung.

Die in unseren Kolonien geleistete Pionierarbeit soll und darf nicht verloren sein. Wenn Deutschland wirtschaftlich bestehen will, muß es sie nach dem Kriege mit verdoppeltem Eifer wieder aufnehmen.

HOOVER INSTITUTION

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

55M-5-73-35982

FOR USE IN LIBRARY ONLY

JUN 8 2004

HOOVER INSTITUTION LIBRARY
3 6105 07220 6753
DT440
K21